

ECKE, HERBERT

Geheimnisse um die Eiderente / Herbert Ecke

Berlin-Friedenau : Verlag für Wissenschaft und
Leben, Georg Heidecker
1935

Tartu Ülikooli Raamatukogu: Est A-5454

EOD - Trükise digitaalkoopia ehk e-raamatu tellimine (eBooks on Demand EOD): miljonid raamatud vaid hiireklõpsu kaugusel rohkem kui kaheteistkümnes Euroopa riigis!



Täname Teid, et valisite EOD!

Euroopa raamatukogudes säilitatakse miljoneid 15.-20. sajandi raamatuid. Kõik need raamatud on nüüd kättesaadavad e-raamatuna - vaid hiireklõpsu kaugusel 24 tundi ööpäevas, 7 päeva nädalas. Tehke otsing mõne EOD võrgustikuga liitunud raamatukogu elektronkataloogis ja tellige raamatust digitaalkoopia ehk e-raamat kogu maailmast. Soovitud raamat digiteeritakse ja tehakse Teile kättesaadavaks digitaalkoopiana ehk e-raamatuna.

Naudi oma EOD e-raamatut!

- Saa originaalse raamatu ilme ja tunnetus!
 - Saate kasutada standardtarkvara digitaalkoopia lugemiseks arvutiekraanil, suurendada pilti või navigeerida läbi terve raamatu.
 - *Otsi & leia*:* Saate kasutada üksikterminite täistekstotsingut nii ühe faili kui failikomplekti (isikliku e-raamatukogu) piires.*
 - *Kopeeri & kleebi teksti ning pilte*:* Saate kopeerida pilte ja tekstiosi teistesse rakendustesse, näiteks tekstitöötlusprogrammidesse.
- *Pole kättesaadav kõigis e-raamatutes.

Tingimused

EOD teenust kasutades nõustute Te tingimustega, mille on kehtestanud raamatut omav raamatukogu

- Tingimused: <https://books2ebooks.eu/csp/et/utl/et/agb.html>

Rohkem e-raamatuid

Seda teenust pakub juba 40 raamatukogu enam kui 12 Euroopa riigis. Otsi teenuse raames pakutavaid raamatuid: <https://search.books2ebooks.eu>
Lisainfo aadressil: <https://books2ebooks.eu/et>

Est. A - 5454

Herbert Ecke

Geheimnisse um die Eiderente

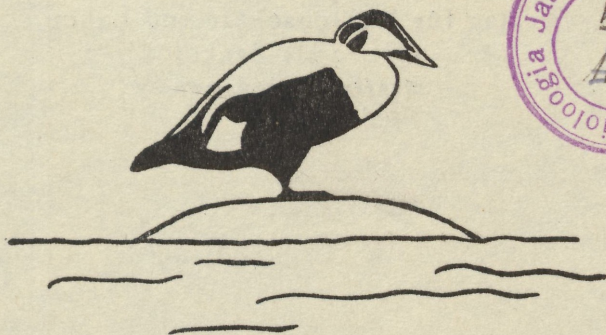


Verlag für Wissenschaft und Leben
Georg Heidecker
Berlin-Friedenau

Est. A - 5454

Herbert Ecke

Geheimnisse um die Eiderente



Verlag für Wissenschaft und Leben
Georg Heidecker
Berlin-Friedenau

TRU
Zool. Nat.
V 2267
23-327

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten.

Copyright 1935, by
Verlag für Wissenschaft und Leben,
Georg Heidecker
Berlin - Friedenau

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

129522286

Druck: Karl Ernst Berger . Berlin SW 61
Klischees: Chemigraph. Kunstanstalt Karl Schönwetter . Leipzig

Dieses Buch ist der erste Stein zu dem Denkmal, das ich setzen will für meinen Freund Arthur Toom.

In leidenschaftlicher Verbundenheit mit den Kindern des Meeres hält er seine schützende und mehrende Hand über das tausendfältige Leben auf den Waikariffen. Auch heute, im besten Mannesalter, baut er weiter an seinem wohlgeformten Lebenswerk. Viele Berater und Freunde wollten ihm helfen, und sie haben es in ihrer Art auch gekonnt. Eine letzte Prägung erhielt alles Gelingen jedoch durch ihn, meinen Freund Arthur Toom.

Wir wollen es ihm danken, alle, denen das Werden und Vergehen eines Geschöpfes Begriff und Offenbarung ist.

Dort, wo die Stürme schwere Wogen vor sich her treiben, wo die weißen Kronen der Seen an ragenden Felsen und Findlingsblöcken brechen und emporgischen, wo die breiten Rücken der Dünung nie zur Ruhe kommen, da liegen ein paar winzige Stücke festen Landes. Es sind die letzten Splitter der felsigen Küste Estlands gen Westen.

Vor gar nicht langer Zeit wußte ich noch nichts von diesen kleinen Inseln in der Ostsee. Damals lag ich am Ufer des Gänsesees, in der alten Sprache der Liven Kan-

järv benannt. Sie gaben ihm diesen Namen, weil im Vorfrühling, um die Zeit, da der Gagelstrauch am nahen Waldrand zwischen goldgelbem Schilf blutrot leuchtet, nordische Gänse und seltsame Seevögel an weichen dunklen Abenden hier einfallen und Rast machen bis zur Dämmerung eines neuen Morgens. Die lauen, diesigen Tage vorher hatten das Eis auf dem See zermürbt. Als dann die Sonne schien, bildeten sich in der weißen Eisfläche die ersten Waken. Gestern war alles noch tot und still. In der Nacht aber waren Tauchenten und lachsbrüstige Sägevögel angekommen, die nun mit fremden, rauhen Rufen auf den spärlichen Wasserflächen umherschwammen. — Es war also um die Zeit, wenn der Gagel stäubt und die ersten Bienen um die Weiden fliegen. Damals lag ich vor einem krausen, filzigen Weidenbusch im raschelnden Schilf und zerbrach mir den Kopf, wie die paar hundert Meter bis zu den Vögeln da draußen zu überwinden wären, um ihr Leben zu belauschen und sie auf die Platte zu bekommen. Mitten unter ihnen weilen und sie alle sehen dürfen, die vielen scheuen Tiere! Man wagt ja nicht daran zu denken. Denn der Riß zwischen Mensch und Tier, in Willkür und im Dienste der Mode und der Mägen gezeugt, schließt diese Gemeinschaft aus. Und doch! Es müßte gelingen — wenn man sich unsichtbar macht, dann könnte ein Mensch unter ihnen sein und sie wüßten nichts davon. Es wäre unglaublich reizvoll!

Ich ahnte nicht, wie bald sich dieser Traum erfüllen würde. Nicht nur erfüllen, sondern auch alle Erwartungen und vermessene Wünsche übertreffen sollte.

Denn eines Tages erzählte man mir von den Waikariffen und von Arthur Toom.

Die flache Insel Ösel liegt dem Rigaer Meerbusen in breiter Front vorgelagert und riegelt diese ausgesüßte und von den meisten Seevögeln gemiedene Bucht gegen das Salzwasser der Ostsee ab. Die geringen Wasserstraßen zwischen den tausend Inseln im Norden und ein schmaler



Zu jedem Hof gehört eine Windmühle



Er trieb den Teufel ins Meer

Zugang zum offenen Meer im Süden lassen wohl eine Verbindung offen, aber das kann nur für die Menschen wichtig sein, die mit ihren Schiffen allerlei Waren nach fremden Ländern zu bringen gedenken.

Ich war um diese Zeit damals das halbe Jahr unterwegs und kannte die Küsten um Kurland und Livland wie meine Tasche. So wurde ich vertraut mit Fischern und Bauern und fuhr mit ihnen auf das Meer, um silbrige Fische zu fangen. Dieser Sommer entschleierte mir manches Geheimnis, das in den Tiefen des Meeres verborgen ist, und zeigte mir Lebewesen von erstaunlicher Mannigfaltigkeit, wie sie eben nur das Salzwasser birgt.

Im Frühling lag ich in tiefster Nacht in den Dünen und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen, bis die Augen schmerzten. Dort oben zogen mir unbekannte Vögel wer weiß wohin, sie kamen von irgendwoher und hielten ihre unsichtbaren Straßen unter den Wolken ein. Die Luft war erfüllt von sausenden Schwingenschlägen und den Pfiffen all dieser unsichtbaren Zugvögel, die ein Ziel kannten. Die Kiebitze waren schon angekommen, über die Schneisen und an den Waldrändern strichen quorrrende Schnepfen, die runden Pfeife der Brachvögel zogen über mich hinweg und jeden Abend standen die Kraniche bei der Russeninsel mitten im Kanjärv und riefen ihren herrischen Dreiklang in den sinkenden Tag. Wenn ich zwischen den dürren Halmen der Strandgerste hindurch auf das Meer blickte, dann schwammen dort Eisenten und Säger, plätscherten rauf- lustig oder waren in heißem Paarungstrieb hinter ihren Weibchen her. Das alles war nichts Neues, das konnte man immer wieder haben, wenn man die Zeit kannte und nützte. Da oben in der Luft waren andere Vögel unterwegs. Sie zogen vielleicht nach Finnland oder nach Lappland, vielleicht wollten sie in die braunen schwedischen Heiden oder nach den menschenleeren Einöden am Eismeer, wo sie dichtes Weidengebüsch und schwingende Grünmoore kannten, die wohl das Gewicht eines

Nestes und des brütenden Vogels aushalten, die aber eines Menschen Fuß nicht betreten darf. Wer weiß es, ob sie nicht auf den Ranzplätzen der Robben ihre Eier in eine Felsspalte verstecken wollten? Und wer waren sie — zu wem gehörten diese heiseren Schreie und dunklen Rufe?

Eines Tages vergaß ich alle Fragen. Das kam daher, weil wir beschlossen, die Waikariffe zu besuchen. In den Büchern stand viel Weisheit über Gänsesäger und sonderbare Taucher, die ihre Jungen in Fuchshöhlen oder verlassenen Dachsbauen erbrüten. Ich las von Enten und Raubmöven und besann mich auf die Tage in Sibirien, wo unanschätzbare Mengen an allerlei Gänsen über mich hinwegzogen. Das war alles sehr schön und bestimmt sehr wissenswert. Worauf mir aber keine Antwort wurde, war die Frage nach den vielen Stimmen, die ich vernommen hatte. Es gibt Bücher, die das Gedächtnis belasten, zumal da wunderschöne Noten hineingemalt sind, nach denen man also die Stimmen erkennen und fein säuberlich ordnen kann. Es hat mir niemand so etwas vorgemacht, wohl aber kenne ich begnadete Menschen, die ein feines Ohr und gelehrige Lippen mit in die Wiege bekamen und jeden Vogel heranzaubern können.

Mir waren Osel und all die hundert kleinen Inseln in der Ostsee gänzlich unbekannt. Die Insel Filsand war auf keiner Karte im großen Atlas benannt und erst recht konnte ich hier nichts über die Riffe erfahren. Meine Freunde erzählten viel von dem reichen Vogelleben auf den Waikas, fürchteten aber, daß der Krieg auch dort das Wertvollste vernichtet haben könnte. Allmählich begann ich zu begreifen, daß Arthur Toom, dieser Mann, der einen Leuchtturm regiert und ein Herz für Tiere hat, doch ein ganz eigenartiger Mensch sein muß. Es ist nämlich kein leichtes Ding, anderen den rechten Weg zu weisen.

Und dann packten wir unsere Beobachtungszelte und die Kameras seefest ein. Eine Nacht lang sollten wir mit dem Schiff fahren und früh morgens bei Arensburg auf Ösel landen.

Um 3 Uhr morgens tauchte am Horizont ein dunkler flacher Buckel auf. Runö, die Insel der Schweden. Einige Möven gesellten sich zu uns und fischten im Kielwasser. Dichter Nebel lag über dem Meer. Mehrmals versuchte die Sonne durchzubrechen, wurde jedoch von Wolken und den ansteigenden Schwaden immer wieder zugedeckt. Und auf einmal standen über dem milchigen Dunst in zackiger Linie die Wipfel der Inselfichten. Das Ufer war noch nicht zu erkennen, zu schwer lastete der Frühnebel auf dem spiegelglatten Wasser. Mit jeder Schraubendrehung näherte ich mich dem Ziel, auf das ich alle Hoffnungen setzte und das mich nicht enttäuschen sollte.

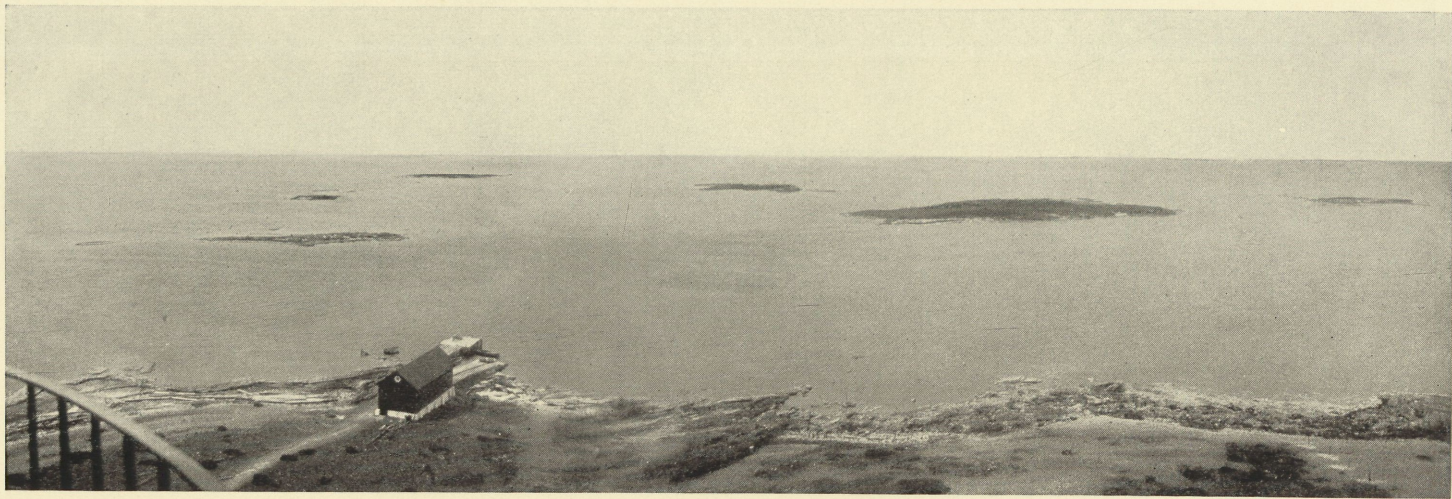
Und dann stand ich auf dem felsigen Boden einer mir unbekanntem Welt. Vor Jahrtausenden hatte das Eis, von Norden her kommend, auch diesen Teil unserer Erde unter sich begraben gehabt. In Schweden und Finnland sprengten Wasser und Frost riesige Felsblöcke ab und die Gletscher nahmen sie mit auf ihren vernichtenden Zug. Sie sanken in starrflüssige Massen gefrorenen Wassers ein, sie wurden bewegt und gewälzt und schliffen Kanten und Zacken aneinander ab. Ungeheuer war der Druck, unter welchem sie standen in dieser steten, unaufhaltsamen Bewegung des strömenden Eises. Hunderte von Kilometern wurden sie mitgeschleppt und sanken immer tiefer ein. Bis aus geheimnisvollen Gründen eine Kraft erlahmte und das Eis nicht mehr weiter vordrang. Es begann in einem neuen Klima abzuschmelzen.

Wir haben keine Vorstellung von dieser treibenden Kraft und ebensowenig können wir uns einen Begriff von den unglaublichen Wassermengen machen, die sich allmählich zu übervollen Stauseen sammelten. Plötzlich

brach dann in dem Eisgebirge an irgend einer schwachen Stelle eine Wand zusammen. Brüllend stürzte das kristallklare Wasser in mächtigem Strom in ein Tal hinab. So kam Bewegung in die eingeschlossenen Gesteine. Sie wurden mitgerissen und sanken in einem Strudel bis auf den Grund, wurden durcheinander geschoben und gedreht und aufs neue geschliffen. Bis eine andere Wand nicht mehr standhielt und das Stauwasser, alles niederbrechend, in brausenden Urströmen sich über das flache Land ergoß. Durch Jahre und Jahrhunderte wucheten die Fluten in ständig wechselnden Betten und gaben der Landschaft ein neues Gesicht.

Die Wasser versiegten, denn eine neue Eiszeit begann. Wieder kamen von Norden grünschillernde Eisbarrieren dahergekrochen, nahmen die überall hin verstreuten Felstrümmer auf und schoben sie weiter nach Süden. Damals erhielt auch die Insel Ösel ihr heutiges Gesicht. Tiefe Schrammen sind Zeugen dieser Zeiten. Das Eis glitt über den flachen Kalkboden hinweg und hinterließ unauslöschliche Male, denen selbst das laugende Salz nichts anhaben kann. Hier hat die Faust des Eises Felstrümmer als Griffel benutzt. Als weitere Zeugen dieser vergangenen Zeit künden uns die Findlingsblöcke ihre Herkunft aus dem Norden. Sie wurden überall hin abgelagert und liegen heute noch dort, wo sie vor fünfzehntausend Jahren in den Strömen zu Boden sanken.

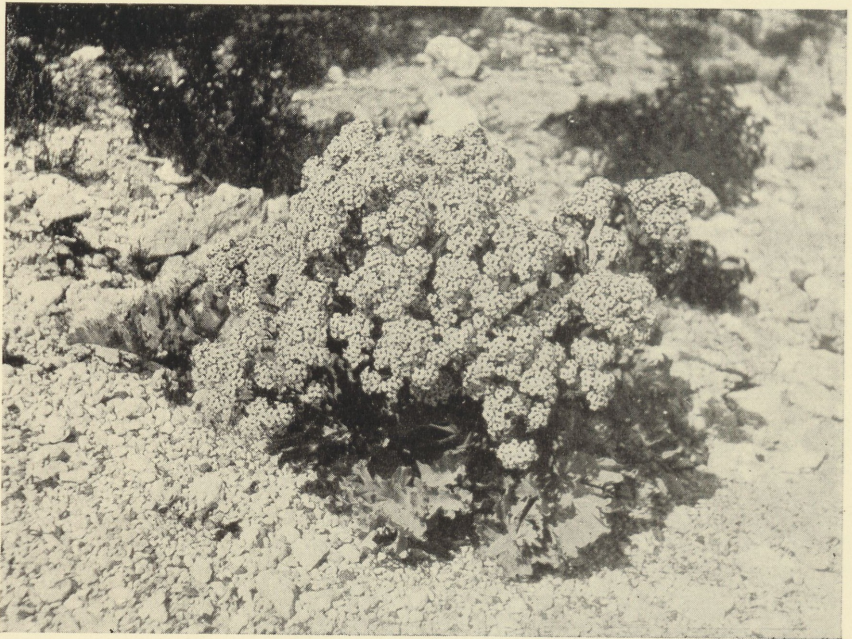
Wir sollen nicht denken, daß die Eiszeit wie eine Springflut über das Land herfiel und auf der halben Erde alles Leben erschlug. Die Gletscher kamen vielmehr langsam herangeschlichen; fast unmerklich, aber in zäher Stetigkeit eroberten sie Meter um Meter. Denn die Sonne gab wenig Wärme her. Der eisige Hauch trieb die Tiere von dannen oder schloß sie ein und nahm ihre Leichen mit. Man weiß um ungeheure Vulkanausbrüche in jener Zeit. Es mag sein, daß diese Eruptionen schwarze Staubwolken gegen den Himmel geschleudert hatten, die als dunkle Schwaden rund um den Erdball zogen und die



Mustpank, der Habichtsfelsen
Kullipank, die obere, mittlere und untere Waika
und Karri=rahhu, das Riff des Meerrauschens

-	canon. math. Eugen Heide.	
-	Pastor Arnold Habicht.	
✓	Stiel Gerhart	
-	Laron R. von Kapf.	
✓	Richard Lauren	
25	Megmura duplexi Kaminowicz	
	marino Manamusch.	
25	Megmura R. D. D. D.	
-	Dr. Erwin Taube	Kilkhorn biologische Station Jah. Nat. U. z. 1890
-	Dr. Robert Kreff.	
-	Conservator F. Schell	

Die vergilbte erste Seite im Gästebuch



Der honigduftende Meerkohl

Sonne verfinsterten. Vielleicht hatten große Sonnenflecken ihre Kraft geschmälert oder erhöhter Wassergehalt der Luft furchtbare Wolkenbrüche entfesselt und in ewigen Regenströmen Tiere und Pflanzen ersäuft. Wer vermag heute darüber zu entscheiden! Aber die Vorstellung von einem tausendjährigen Winter ist unrichtig. Damals wechselten die Jahreszeiten in der gleichen Weise wie sie es heute tun. Der Sommer war wohl kurz und kalt, und nur anspruchslose Gewächse konnten gedeihen und Früchte tragen. Bis der Winter mit klingenden Frösten einsetzte, und das Eis seine vernichtende Wanderung wieder aufnahm.

Die vielen Eiszeiten hatten alles Leben ausgelöscht. Kein Gras, kein Baum stand auf den öden Flächen, kein Tier regte sich, weder zu Lande noch im Wasser.

Ganz allmählich drangen einzelne Pflanzen vor. Der Wind trieb Sporen von allerlei Moosen vor sich her, führte sie wahllos mit sich und ließ sie in den Felsspalten liegen. Manche Vögel wagten kurze Flüge und verstreuten unverdauliche Kerne. Diese keimten, der Keimling schob eine Wurzel in den feuchten Boden und faßte festen Fuß. Moose krochen umher und überzogen die morschen Felstrümmer mit bunten Polstern. Als auf den nackten Schutthalden die Samen saftiger Gräser in der Sonne reiften, waren die Bedingungen für das Dasein der Tiere gegeben. Eine starke Welt war weggeschwicht, die größten Säuger vom Eis getötet. Was jetzt an Tieren der warmen Länder und aus den unermeßlichen Weiden sibirischer Steppen wieder einzog, waren zunächst wohl zahlreiche Vogelarten, die vor der Eiszeit flüchteten. Vielleicht liegt in diesem Kommen und Gehen aller Eiszeiten und dem Hin und Her der Vögel die Ursache zu dem heute so bekannten und in seinem Wesen doch ungeklärten Vogelzug.

Aber auch jetzt kam das gepeinigte Land nicht zur Ruhe. Die Last des kilometerdicken Eises hatte es gesenkt. Als die gewaltigen Gletscher verschwanden,

strömte salziges Wasser aus dem Westen nach. Die schwedischen Berge wurden zu felsigen Eilanden, das nördliche Eismeer überschwemmte Lappland und Finnland und vereinigte sich mit den Fluten der Nordsee. Es führte eine kleine Muschel mit sich, die den Namen *Yoldia* trägt und bezeichnend ist für diese Zeit. Die brüchigen Schalen finden wir heute in den Gräbern des *Yoldiameres*.

Jahrtausende vergingen. Geheimnisvolle Kräfte aus dem Erdinnern hoben den unbeschwerten Fels aus dem Wasser. Der Zufluß aus den salzschweren Meeren hörte auf. Die brausenden Wogen mußten weichen und das Land wieder freigeben. Über das heutige Schleswig-Holstein hinaus spannte sich eine Brücke nach Schweden und die Ostsee wurde zum süßen Binnenmeer. Ein anderes Lebewesen, eine winzige Schnecke, kroch an Schilfstengeln und Rohrhalmen umher, vollendete ihre Tage und sank in den weichen tonigen Schlamm. Die Menschen, die in der Riga-Mitauen Tiefebene den Bändertone brechen und Ziegel brennen, kennen sehr wohl die fahlen zerbrechlichen Einschlüsse der Schnecke *Ancylus*. Sie machen sich aber über ihre Herkunft keine Gedanken. Uns sind sie Zeugen.

Noch einmal mußte alles Leben im Wasser sterben, um einer neuen Zeit und ihren Lebewesen Raum zu geben. Das dänische Inselgebiet sank nochmals in die Tiefe hinab. Jahr für Jahr, Zentimeter um Zentimeter wurde die Brücke geringer. Bis dann die salzige Nordsee einbrach und das Schicksal der *Ancylus* besiegelte. Der Stempel dieser neuen Epoche ist die Schnecke *Litorina*, die heute noch in der Nordsee lebt, obwohl wir bereits wieder in einer neuen Zeit stehen. Wenn das Glück es will, dann findet man auch an der Küste um Kurland ein brüchiges Gehäuse aus jenen Tagen.

Streng ist das Gesicht der Inseln um Ösel. Scharf sind die Zeichen, die Wind und Wasser formten.

Es war eine lange Reise durch dürftige Triften. Die Kalksteintrümmer geben wenig Nahrung, daher kann sich nur der zähe Wacholder halten. Wenige Gräser stehen in den Spalten der weiten Felsplatte. Eigenartige kalkholde Orchideen, auf dem Festland unbekannt oder als größte Seltenheiten bestaunt, wachsen im Schutz vor dem Winde unter den knorrigen Machandel. Der Sturm hat jedes Gewächs geformt und gezeichnet. Er quält die kümmernden Eichen und läßt sie nicht wachsen, wie sie wollen. Er bricht ihre Kronen, bis sie es aufgeben und ihre Kraft in den Seitenzweigen verschwenden. So sind alle Eichen an den Küsten klein und gering und stehen wie geduckt im Winde.

Ein wundersames Land, durch das ich nun fahre! Die Menschen haben schwer um das tägliche Brot zu ringen, sei es, daß sie die spärliche Ackerkrume pflügen oder zu Gott um guten Fischfang beten. Die Vorfahren dieser Männer sind im höchsten Norden und Osten beheimatet gewesen. Als ihre Zeit kam, wanderten sie aus und zogen in fremde Länder. Sie kamen bis an die Inselbrücken um Moon und Worms, setzten über das seichte Wasser und schufen sich eine neue Heimat. Es galt aber zunächst zu kämpfen, zu erobern und dann zu mehren. Sie fällten starke Kiefern und bauten viereckige Häuser. Um ihre Höfe führten sie kunstvolle Steinwälle mit widerhakigen Ästen und Tannenstämmen darin auf. Wie eine Festung gegen Feind und Habgier trotzen die manneshohen Mauern und überdauern ein Dutzend Geschlechter, bis sie einmal gerichtet werden müssen. Auch heute noch verstecken sich alle Wohnstätten und die dunklen Schafställe dieser Inselfischer hinter den Wällen, als ob sie vor dem Winde Schutz suchen. In den seichten Meeresbuchten schnitten die Frauen Rohr für die Dächer. Damit die Stürme im Herbst und Frühling an den trockenen Stengeln keine Macht haben sollten, hoben die Männer schwere Platten aus dem Fels und legten sie an ihren Platz auf jedes Dach.

Die Sippen, die dort leben und Kinder zeugen, sind mutig und stark, voll ergreifender Offenheit und Ehrlichkeit. Es sind Herrenmenschen in des Wortes sinnfälligster Bedeutung. Ich glaube, der immerwährende Kampf um jeden einzelnen Tag, um Sein oder Untergehen, vermag zu läutern und läßt unrühmliche Schwächen nicht aufkommen. Dieses Selbstbewußtsein, dieses Wissen um den Wert eines manneswürdigen Werkes duldet nicht, daß die Frucht, im Vertrauen auf eine höhere und alles regierende Macht mit beißendem Schweiß dem Boden abgerungen, auf einem fremden Hof mit fremden Steinen gemahlen wird. In den Augen dieser Männer steht abgründiges Staunen, wenn man nach dem Sinn der vielen Windmühlen fragt, die zu den Höfen gehören. „Es ist doch selbstverständlich“, sagen sie, „wir mahlen unser Korn mit eigenem Werkzeug“. — Diebstahl ist für sie ein Wort mit leerem Schall und hat keine Bedeutung. Niemand fällt es ein, eine Tür zu verschließen oder an einen Schrank ein Schloß zu hängen. Wenn alle einmal fort müssen, so wird ein Besen an die Tür gelehnt. Der Besucher weiß jetzt, daß niemand da ist. Es mag ein wenig unwahrscheinlich klingen, aber es ist so. Denn sie tragen das Gesetz in sich.

Ich fuhr damals durch viele Dörfer und freute mich über die feine, stille Art dieser Menschen.

Bald zeigte mir die Insel ein neues Gesicht. Hundertjährige Kiefern verströmten Harzgeruch und den eigenartigen Duft, der diesen Wäldern eigen ist. Irgendwo trat der Hochwald zurück und ließ den Blick auf eine Sauerwiese und trügerisches Moor frei. Da wuchs stacheliger Igelskolben, die gelben Blüten der Schwertlilien leuchteten in der Sonne als goldenes Band unter blaugrünen Erlen rings um einen braunen Tümpel. Am Fuße hoher Fichten, in saftige Moospolster gebettet, ruhten verwitterte rote Granitblöcke. Goldenes Frauenhaar hatte auf dem zerbröckelnden Scheitel dieser Findlinge Wurzel geschlagen.



Wie die Eiderenten Filsand und den Leuchtturm sehen



Sie hatten ihre Nester auch
im Gestrüpp der wilden Johannisbeere

Im Winde war plötzlich der scharfe Geruch faulenden Tanges. Der Weg machte eine scharfe Wendung und vor mir lag im flimmernden Dunst die Bucht von Kielkond. Die spitze Nadel auf dem schwarzweißen Kirchturm hatte ich schon vorher einmal gesehen. Nun war also das ersehnte Ziel nicht mehr weit. Es mußte dort liegen, wo im Meer ein paar dunkle Flecke felsigen Boden verrieten.

Heute liegen alle Bilder vor mir, die ich damals bekam. Schon oft hatte ich an den Nestern wildbrütender Vögel gesessen und mich gefreut, wenn später das Bild in wundertätigen Lösungen auf der Platte erschien. Was ich aber als unsichtbaren Hauch auf den präparierten Glasscherben von den Waikas mitnehmen durfte, das erfuhr erst viel später seine Auferstehung für mich und diejenigen, die dafür warmes Empfinden hegen. Jedoch will ich der Reihe nach berichten, wie die Waikariffe und die Eiderenten zueinander stehen und wie ich zu den Bildern vom Eidererpel kam.

Auf der Fahrt mit dem Dampfer hatten außer ein paar gelbschnäbligen Sturmmöven noch einige Heringsmöven im Kielwasser nach nahrhaften Brocken gefischt. Echte Seevögel bekam ich nicht zu Gesicht, sie waren hier im Brackwasser nicht zu erwarten. Und dann ist ein Dampfer ein weithin sichtbares Ungetüm, vor welchem alle Enten und die Taucher beizeiten das Weite suchen. Aber gerade diesen Vögeln galt meine Fahrt.

Die Bucht von Kielkond, die jetzt vor mir lag, war leer. Ein paar Kiebitze boberten um uns herum, ein Rotschenkel und ein Pärchen Gambettwasserläufer warnten am Ufer. Das war alles. Meine Freunde haben recht: ich wurde nachdenklich. Nicht gerade mißtrauisch, aber diese merkliche Abwesenheit aller echten Meeresvögel war nicht ermunternd.

Das Boot lag am Ufer und dort stand Michkel. Wer auf Ösel war und Filsand besuchte, kennt ihn. Michkel ist der Mann, der allen überhandnehmenden

Sturmmöven auf den Waikas mit salzwasserdurchtränktem Sprengstoff, den er sich aus angeschwemmten Minen holte, zu Leibe rückte. Doch wie das anging, soll nächstens erzählt werden.

Die Sonne hatte sich bereits dem Horizont genähert und war hinter einer grauen Wand verschwunden. Der Himmel sah irgendwie böse aus. Ein fahlroter Schein am Rande der Wolken kündete scharfen Wind und schweren Seegang für die nächsten Stunden. Es wehte bereits recht ungemütlich auf uns zu. Also heißt es kreuzen! Das ist im schmalen Sund mit den vielen Unterwasserfelsen bestimmt kein kleines Stück. Man hätte im Notfall überall stehen können oder nach ein paar Minuten wieder festen Boden unter den Füßen gehabt. Was das aber für die Apparate und die Platten bedeutet hätte, kann man sich getrost ausmalen.

Der Fischer, der uns hinüberbringen sollte, spie dreimal an den Mast und riß das Ruder herum, nahm seine Mütze ab und stülpte sie wieder auf den Kopf. Ich glaube, die Reihenfolge dieser geheimnisvollen Handlungen muß unter allen Umständen eingehalten werden. „Sonst hätte alles keinen Sinn und man könnte ruhig umkehren, denn das Unglück wäre einem auf den Fersen.“ So ähnlich lautete die Begründung und Erklärung seiner Maßnahmen wider das Unheil, das also irgendwo lauerte. Im Übrigen blieb nicht verborgen: meine Frage war nicht recht am Platze. Es lief gnädig ab, er kannte das Wasser und seine verhängnisvollen Steine in diesem Gewirr kleiner und kleinster Inselchen seit langen Jahren. Der Bootskiel schurfte über tangbewachsene Findlinge, bis er frei lief. Wir bekamen anständige Fahrt und das Kreuzen war nicht so schlimm, wie es anfangs den Anschein hatte. Es lief, wie gesagt, alles noch gnädig aus. Dieser Mann mit der lederfarbenen Haut war vielleicht hundertmal hin und her gefahren. Ein paar Seen holten tüchtig über, doch ihn traf da keine Schuld. Eine knappe halbe Stunde, die kleinen

Inseln verschwanden und das offene Meer nahm uns auf. Mit einem Schlage änderte sich jetzt das Bild. Die Dünung machte zu schaffen, zwar keine richtigen Brecher mit weißen Schaumkronen, aber immerhin beachtliche weitausholende Wellenzüge. Vor unserem Boot flogen von Zeit zu Zeit schwerste Flüge dunkler, massiger Vögel auf. Das waren Eiderenten und Sammetenten, die hier auf dem Wasser geruht hatten. Mit schnarrenden Rufen zogen Gänsesäger über uns hinweg, Kopf und Hals steif ausgerichtet, flogen sie mit unheimlicher Geschwindigkeit dorthin, wo die Sonne verschwand. Immer mehr und immer wieder gingen neue Eiderflüge hoch, legten sich in den Wind, schwenkten ein und zogen einem immer noch nicht sichtbaren Ziele zu. Ich hatte eine Kamera bereit, um wenigstens ein einziges gutes Bild zu nehmen. Bei dem starken Seegang den Apparat ruhig zu halten und die Vögel richtig in die Visiere zu bekommen, war einfach nicht möglich. Nachdem ich ein paar Platten sicher verpfuscht hatte, gab ich es auf.

Im Anblick dieser ungeheuren Vogelmenge begann ich allmählich zu ahnen, welch' ein wunderbares Erlebnis mir bevorstand. Wie groß aber dieses Erleben wurde, kann ich erst heute ermessen. Und darum will ich von der Geschichte der Insel Filsand und ihren sechs kleinen Riffen erzählen.

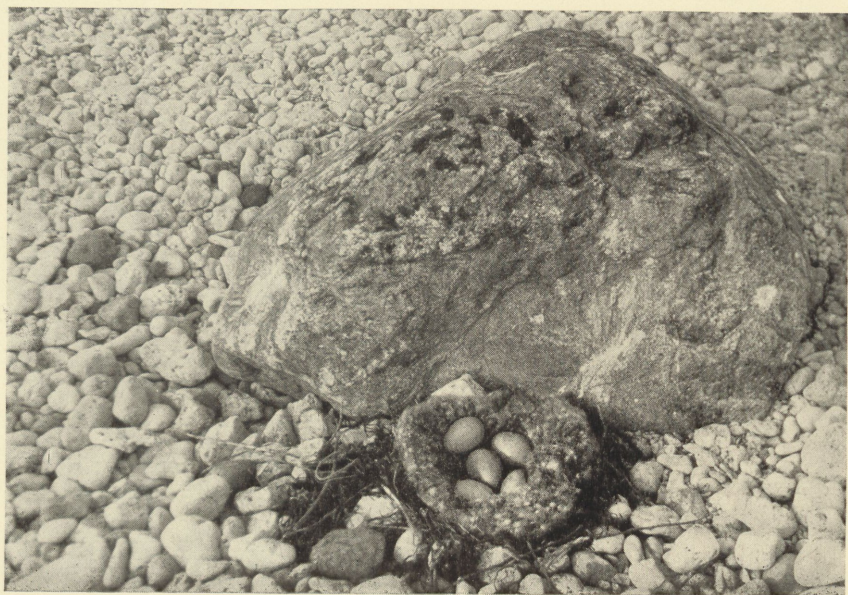
Um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, es mag im Jahre 1703 gewesen sein, barst im Herbststurm an den tückischen Klippen und Riffen vor Filsand das Schiff des Kapitäns Doll. Die Seen holten gewaltig aus und schlugen den Rumpf in wenigen Stunden in Stücke. Mann und Maus ging von Bord und suchte das Ufer zu erreichen. Alle kamen mit dem Leben davon, das Meer hatte dieses Mal seine sichere Beute herausgegeben. In jenen Tagen hatte die Insel bereits ihren Namen Filsand. Das bedeutet Felsland.

Wohin die Männer später gerieten, weiß man heute nicht mehr. Ihr Kapitän jedoch blieb auf Filsand, baute sich ein Haus und gründete eine Familie auf der sonst menschenleeren Insel. Was er zum Leben brauchte, war im Überfluß vorhanden. Fische und Vögel bot ihm das Meer als unerschöpflichen Reichtum. Und dann wurde ab und zu ein Schiff vom Schicksal ereilt und an den Unterwasserriffen zerschlagen. Die Wogen nahmen kostbare Güter, Korn und Fässer voll dunklen Weins auf ihre breiten Rücken, trugen die Beute an Land und warfen sie dem Manne vor die Füße, als Geschenk und Eigentum nach altem Brauch. Um diese Zeit, da für fremde Kaufherren nur wenige Wegweiser blinkten, geht ein dunkles Raunen. Mancher Kerl, der mit seinem Herrgott zerfallen war, mag nachgeholfen und falsch gewiesen haben.

Die derzeitigen Eigentümer Filsands hatten dem Geschlechte Doll uneingeschränktes Wohnen auf der Insel zugesagt. Als eines Tages der Stammvater dieser bis in die heutige Zeit bestehenden Sippe die Augen zu seinem letzten Schlaf auf Erden schloß, dachte der älteste Sohn nach der Väter Art Haus und Hof zu halten. Aber es sollte anders kommen. Man hatte erfahren, welche Schätze das Meer ans Ufer warf. Daher trieb die gierige Faust der Herren von Filsand alle Nachfahren Dolls von Haus und Hof. Und wenn man es am wenigsten erwartet, dann trifft man in der weiten Welt einen Menschen, der sich zu diesem Geschlecht bekennt. — Erst die Kaiserin Elisabeth gab ihnen den zu Unrecht enteigneten Besitz zurück. Alte Bücher sagen, die Männer seien hochfahrend gewesen und hätten herrschsüchtig über Knechte und Mägde regiert. Man kann sich gut denken, daß sie hart zuschlagen konnten, wenn ihrem Trotze etwas nicht behagte. So gerieten Stahl und Stein, Staat und Bürger aneinander. Schwere Strafen sollten ihre Rechte für alle Zeiten schmälern. Ein Teil der Insel



Das erste Nest lag
im Schutze eines großen Findlings



Das Nest mit fünf kostbaren Eiern



Andere lagen gänzlich frei
neben einem grauen verwitterten Kalkblock

wurde zwangsweise aufgeteilt, fremde Fischer kamen, sie bauten sich Häuser und ihren Kindern erstand eine neue Heimat. Das sind die Vorfahren der Inselleute.

Um den alten Doll geht noch heute eine merkwürdige Sage. Für ihn galten nur zwei Gesetze, das war zu allererst sein eigener Wille und zum zweiten die Verantwortung vor sich selbst und auch vor anderen. Die Sage im Munde der Inselfischer berichtet noch viel mehr. Diesen aufrechten Mann wollte der Teufel in eigener Person verführen. Beide versuchten sich in ihren Kräften und stritten um verlorene Seelen. Doll behielt aber meist die Oberhand und lachte aus vollem Halse über den dummen Teufel. Dieser konnte vielerlei vertragen, aber dieses Lachen entzündete ihn bis zur siedenden Wut und er schwor Rache. In Gestalt eines biederen alten Mannes wollte er beim Fischfang helfen. War ihm schon manches vorbei gelungen, so geriet diese Frechheit ganz und gar daneben, denn Doll hatte ihn durchschaut. Er forderte den windigen Teufel eines Tages zum offenen Kampf heraus und besiegte ihn. Noch heute wird die Stelle im Walde gezeigt, wo Doll in der Sagengestalt des Seefahrers Jaak ihn zu fassen bekam. Tondi jaagu mäggi, heißt der Berg, wo Jaak den Teufel in die Knie zwang. Unheimlich sei der Kampf gewesen, die Füße der Streiter hätten ein großes Loch in den Boden gewühlt. Bis auf den heutigen Tag ist es erhalten, und man kann sich selbst überzeugen. — Als nun der Teufel ausgespielt hatte, trieb ihn Jaak ins Meer und verbot ihm, jemals die Insel zu betreten. Er hat es auch nicht mehr gewagt. Aber auf den äußersten Klippen sitzt er Nacht für Nacht und horcht in die Stille hinaus, ob nicht irgendwo ein Mensch gemordet wird, oder sonst Böses geschieht. Das wissen die rechtschaffenen Fischer. Um den Teufel zu ärgern, verschließen die ihre Türen nicht und lassen ihr Vieh überall hin ohne Marke und Grenze weiden, denn kein Filsander vergreift sich an

fremdem Eigentum. So wird der Teufel in alle Ewigkeit leer ausgehen müssen! Dieses ist die Sage um den alten Jaak.

Dem Filsander gilt nichts höher als seine unbeirr-
bare Ehrlichkeit, mag kommen, was wolle. Er ist auf
sich und die Seinen stolz, nicht selbstbewußt und dann
herablassend, sondern frei und wie selbstverständlich.
Auch hier sind Diebstahl, ein Mord oder selbst nur eine
Rauferei völlig unbekannte Dinge. „Das alles sei nicht
nötig“, sagen die Männer in ihrer ergreifenden schlich-
ten Art.

In den letzten Jahren wurde manches Mal über
diese sonderbare Insel berichtet. Aber auch den Be-
suchern Filsands erging es wie den Reisenden, die da
fremde Länder befahren. Alles steht so hell und klar
im Licht und ist so einfach. Daher schrieb man lange
oder kurze Berichte und meinte, alles und jedes voll
verstanden zu haben. Man vergaß aber, daß fremde
Menschen und fremde Sitten nur Gastfreundschaft
bieten. Allerlei bunte Schilderungen sind uns daher im
Überfluß beschert worden, ohne daß das innere Wesen
erfaßt wurde.

Im Umgang mit Tieren wird man schweigsam.
Man spricht nicht, weil man nichts preisgeben will.
Diese Worte umschließen eine ganze Welt, vielleicht ein
ganzes Leben. Es gehört mehr dazu als nur offene
Augen und ein scharfes Ohr, um das Geschehen um uns
aufzunehmen und wirklich zu erleben. Es gilt, hier an
der Grenze von Erkenntnis und Wissen und vor unlös-
baren Rätseln Ehrfurcht zu empfinden, eine Ehrfurcht,
die nicht aus Angst oder Schwäche geboren ist.

Ein Brief von Arthur Toom erzählt von seinem
Werden und von seinem Leben. Seine erste Kindheit
verbrachte er auf dieser Insel, anders hätte das auch
nicht sein können. Er war viel allein. Brüder waren ihm
nicht beschieden, der Weg ins Dorf zu den anderen Kin-
dern wurde ihm verboten. Freunde oder Spielkamera-



Am Ufer ist die Eiderente gesellig



Jedoch sehr selten brüten zwei Enten nebeneinander

den wird er nicht vermißt haben, denn er schreibt: „Die einzigen Gefährten meiner Kindheit waren alle Vögel und das vom Sturm zerwühlte Meer. Ich kannte alle Enten unter den Büschen und wußte viele Nester im Walde und auf den Schotterwällen.“ Aus Gründen, die mir verborgen sind, verließ er Filsand. Im Jahre 1906 konnte sein Stiefvater den großen Leuchtturm nicht mehr recht versorgen. Toom mußte zurückkehren und tat seinen Dienst als Aufseher. Hier beginnt die sonderbare Geschichte.

Die Zahl seiner gefiederten Freunde um den Leuchtturm herum hatte unheimlich abgenommen. Die dichten Wacholder waren leer, in den Buchten schwammen nur vereinzelt Eiderenten und selten ein bunter Säger, ab und zu flog eine Möve vorüber. Nur drüben auf dem Riff beim offenen Meer standen unter honigduftendem Meerkohl ein paar Nester. Das war alles, was er nach langer Abwesenheit vorfand. In seinem Brief ist zu lesen: „Ich kam zu der Überzeugung, daß es so nicht weiter gehen konnte und durfte.“ Eine harte Zeit begann. Im Frühling kamen die weißwangigen Sammetenten und legten ihre Eier in die Büsche beim Leuchtturm. Er hatte die Niststätten bald gefunden. Um die raublustigen Krähen abzuhalten und Eierräubern in Menschengestalt zu zeigen, daß die Nester bekannt seien, spannte er rote Wollfäden um die stacheligen Zweige. Es mag sonderbar ausgesehen haben, doch die Krähen blieben weg. Für die Kinder aus dem Dorf aber waren die Fäden sehr bald sichere Kennzeichen. Kein Reden und Mahnen half. Es war doch Sitte und Brauch und gutes Recht, den Vogel zu verjagen und ihm seine Eier fortzunehmen!

Eines Tages machte sich ein Junge mit einem Korb auf den Weg. Er kam an den breiten Wall vor dem Leuchtturm und suchte dort nach Nestern und Eiern, er fand jedoch nur leere Mulden. In einigen Nestern lagen weiße Schalen, hier hatten sich die vielen Igel

Nacht für Nacht gütlich getan. Es war wie verhext. In den Jahren zuvor hatte er jeden Tag doch fünf oder sechs volle Gelege gefunden und alles mitgenommen. Und heute? Heute fand er kein einziges. Er ging umher und suchte und stöberte und bog die Zweige auseinander. Plötzlich prasselt es vor ihm und aus einer Grasbülte fliegt die schwere Eiderente auf, die dort seit Wochen gebrütet hatte. Nun ist es so weit und die ersten Eiderkinder sind bereits ausgefallen. In sinnloser Wut starrt der Junge auf die kleinen Enten, packt sie mit rohem Griff und zerschmettert ihren Kopf mit einem Stein in seiner Faust.

In diesem Augenblick kam Arthur Toom. „Ich schlage alle kleinen Enten tot. Ich will mich an der alten Ente rächen, sie hat die Eier verdorben.“ Hier lasse ich Toom sprechen: „Unfaßbar schien mir die seelische Rohheit dieses Kindes. So konnte es wirklich nicht mehr weiter gehen! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen und ich sah den Weg, den ich gehen mußte, eindeutig vor mir. Was mir so ungeheuer erschien, war nicht der Mord an diesen kleinen Vögeln, nein, es war etwas Anderes und viel Wichtigeres. Ich begriff nun, daß die Kinder von ihren Eltern zu etwas angehalten wurden, was ihren Seelen nicht gut tat. Ich begriff, daß sie sich selbst verloren und für die Menschheit ebenfalls als verloren gelten mußten, denn sie gerieten auf eine abwegige Bahn. Ihre Seele wird zum Hort allen Übels. Diese Tat als Ausdruck eines verdorbenen Kindes machte mich sehend. So begann ich den brütenden Vogel zu schützen. Nicht um seiner selbst willen und um die naturgebotene Vermehrung nicht zu stören, sondern deswegen, weil ich den Menschen alle Werte der Tierliebe erhalten wollte. Ich mußte nun junge Menschen erziehen, mußte sie in manches geheimnisvolle Geschehen einweihen und in ihnen die Liebe zum Vogel und zur Natur überhaupt wecken. Wenn ich an diesen Tag vor 27 Jahren zurückdenke und all das überblicke,

was heute an mich herantritt, dann kann ich nur dankbar die Hände falten. Heute kommen die Kinder mit verweinten Augen zu mir, sie erzählen von einem zerstörten Nest. In ihren Tränen finde ich den höchsten Lohn für meine Mühe und ich sehe wissend in ihre Seelen. Was ich dort finde, ist innigste Liebe und Anteilnahme am Leben eines jeden Geschöpfes. Ich bin überzeugt, hier sind gute Menschen im Werden, deren Hand nie eine böse Tat ausführen wird.“ —

Und nun kam alles so, wie er es sich gewünscht hatte. Die drei Waikas, das schwarze Mustpank, der Habichtsfelsen — das winzige Kullipank — und die Felsplatte Karri-rahhu waren nur geringe und recht wertlose Heuschläge. Sie gehörten dem Pfarrer in Kielkond und sollten eigentlich schon in Pacht gegeben sein, jedoch war man ihrer überdrüssig geworden. Daher bekam Arthur Toom alle sechs kleinen Inseln ohne langes Bitten in seine Hand. Was dieses für ihn bedeutet hat, kann niemand von uns auch nur ahnen. Es bedeutete ihm das Ziel seines Lebens. Die erste vergilbte Seite des Gästebuches zählt alle Männer auf, die in jenen ersten Tagen Toom in Freundschaft besuchten. Darunter Ferdinand Erdmann Stoll. Der Name hat in baltischen Landen einen hellen Klang und bis weit über deren Grenzen hinaus ist sein Wissen um die Vögel zu Lande und zu Wasser bekannt. Der deutsche Naturforscher-Verein in Riga hatte damals eine biologische Station im nahen Kielkond begründet. Eine Seefahrt rund um Osel führte Stoll auch nach Filsand. Voll herzlicher Freude begrüßten sich die beiden Männer. Toom erzählte viel von seinen Schützlingen, noch mehr aber von seinen Plänen und Wünschen. Eines Tages bat Stoll um die Eingliederung dieses erblühenden einzigartigen Schutzgebietes in den Arbeitsbereich der Station. Mit Freude und vollem Einverständnis stimmte Toom zu. Denn nun war es ihm möglich, alle seine Träume zu verwirklichen. Es wird im Jahre 1911 gewesen sein.

Böse Kriegsjahre zerstörten das begonnene Werk. Ja, als er in späteren Jahren seiner aufrechten Gesinnung wegen auf der schwarzen Liste stand, mußte er fliehen und alles dem ungewissen Schicksal überlassen. — 1920 übernahm der junge estnische Staat Tooms Werk und das geistige Erbe Stolls.

Als die Wirren aller Nachkriegsjahre sich gelegt hatten und die Leute auf Filsand unbesorgt in die Zukunft blicken konnten, begann die Blütezeit des Schutzgebietes. Toom war zurückgekehrt. Vielleicht hat die Abwesenheit und unfreiwillige Trennung ihm den Weg noch eindeutiger gewiesen. Es galt nicht nur alle Vögel Filsands gegen Eierraub zu schützen, sondern in die Herzen der Menschen einen Funken des Mitgefühls, das er selbst in seinem Herzen trug, mit unauslöschlichen Malen einzugraben. Wenn er heute nach fast drei Jahrzehnten unentwegter freudiger Mühe sein wohlgelungenes Werk vor sich sieht, so darf er im Vertrauen auf kommende glückliche Jahrzehnte mit sich zufrieden sein, obwohl dieser Mensch mit strengen Maßstäben mißt.

Ich konnte hier von einem Schicksal berichten und habe versucht, wahrheitsgetreu und wahrhaftig zu erzählen. Ich habe ein wenig mehr in die Zeilen legen können, als es sonst einem Gaste Arthur Tooms möglich gewesen ist. Die Frage nach dem Sinn dieser Worte ist leicht beantwortet. Es ist das Heimaterlebnis. Und dann ist Arthur Toom mein Freund.

Als ich das dritte Mal auf den Waikas fotografierte, brüteten insgesamt sechshundertfünfzig Eiderenten. Heute dürften es vielleicht siebenhundert sein, wenn die kleine Sturmmöve nicht allzuviel zerstört und die Enten vergrämt hat. Meist suchen sich die vertriebenen Vögel neue Nistplätze und legen zum zweiten Mal ein volles Gelege. Aber auch dieses bringen sie nicht immer durch, die weißgrauen Möven sind allmählich zu einer Geißel des Schutzgebietes geworden. Wer-



Als ich nach ein paar Tagen
nachsah, war das eine Gelege ausgefressen



Die Nachbarin wird bei dem
schändlichen Treiben zugegen gewesen sein



Das bleifarbene Meer

den nun deren Nester ausgenommen, so legen sie dürre Halme regellos in eine neue kleine Mulde und bringen ein zweites oder gar drittes Gelege zustande. Auf diese Weise ist ihnen also nicht beizukommen. Deshalb holte sich Michkel eine alte Mine aus dem Meer und wollte die Möven mit Pech und Schwefel vertilgen. Aber davon soll ja nächstens erzählt werden. — Vor etwa fünf- und zwanzig Jahren brüteten nur zwei Eiderenten auf den Riffen. Bald waren es ihrer mehr. Sie mögen gemerkt haben, daß von den Menschen auf den sechs Inseln im großen und ganzen nichts Böses kommt, denn Toom sorgte mit fester Hand für seine Schützlinge. Eierraub war ehemals an der Tagesordnung, zumal die Fischer ihre Netze auf diese Inseln hinaufzogen und eine Pfeife rauchten. Die jungen Burschen machten sich inzwischen bei den Sträuchern der wilden Johannisbeere, die alle hohen Stellen der Riffe mit undurchdringlichem Gewirr überwuchert, zu schaffen und nahmen die Gelege aus. Gewiß, auf dem kargen Tisch eines Küstentischers sind frische Enteneier willkommene Leckerbissen. Ein Ei aber hätte im Nest bleiben müssen, denn die Ente legt bis zum vollen Gelege nach. Sie haben es nicht gewußt, woher auch, damals vor fünf und zwanzig Jahren! Wie gesagt, allmählich nahmen die Eiderenten auf den Riffen an Zahl zu. Es fiel ja kein Schuß und alle schlaun Krähen, die ihre Nester in die kaum meterhohen Büsche bauten, um möglichst schnell und vom Lande aus unbemerkt an die Eier heranzukommen, wurden vertrieben. In den Felsspalten wohnten wohl viele Wasserratten, die Enten verstanden jedoch ihre keilförmigen Schnäbel mit Erfolg zu gebrauchen. Sorge machen ihnen einstweilen die vielen Sturmmöven.

Anders ist die Sache mit den Kolkraben. Diese wehrhaften, starken Vögel kommen im Frühling auf die Inseln und rasten auf ihrem Zuge nur wenige Stunden, bleiben jedoch lange genug, um zugedeckte Gelege auszutrinken. — Die Ente sucht sich einen Tanghaufen oder einen

sonst geeigneten Platz zum Brüten. Sie rupft sich viele zarte Daunen aus der Brust, um die Eier und später die Jungen ein paar Stunden lang weich und warm zu betten. Dann liegt eines Tages das erste Ei im Nest. Es kann nicht ohne weitere Fürsorge einfach dem unzweifelhaften Schicksal in Gestalt eines hungrigen Mövenmagens überlassen werden, sie rupft daher immer wieder und hüllt das kostbare Ei sorgfältig ein. Alle Enten pflegen ihre Gelege auf diese Weise unkenntlich zu machen. — Zwischen den Steinen am Ufer lagen nur wenige tote Fische und die Kolkraben waren hungrig von der Reise und lüstern. So schritten sie auf die Buckel hinauf und schauten auch unter die Meerkohlbüsche. Sie fanden dort die merkwürdigen Daunenpolster und stocherten vielleicht einmal darin umher. Die neugierigen Schnäbel klopften an etwas Hartes und es hat gar nicht lange gedauert, bis die schwarzen Raben hinter das Geheimnis in den Daunen kamen. Alle Umsicht der Ente war vergebens. Nach ein paar Tagen, wenn sie wieder legen mußte, fand sie ein verschmiertes und verklebtes Nest und verließ es. Doch die Legenot war groß und daher mußte ein anderer Nistplatz schnell zur Hand sein. Irgendwohin wurde dieses Ei abgelegt und notdürftig mit ein paar Daunen zugedeckt. Es half alles nichts. Nun kommt eine merkwürdige Geschichte. Die Eiderente hatte — man könnte sagen — begriffen, daß die schwarzen Raben unbewachte Eier zerschlagen und austrinken. Sie mußte also in der Nähe bleiben, um die Räuber unter Umständen vertreiben zu können. Was tat sie? Sie stellte sich keineswegs in der Nähe ihres Nestes auf, sie vertrieb auch keine umherstrolchenden Raben. Man möchte jetzt glauben, sie tat aus Überlegung das einzig Richtige: sie legte ihr Ei und blieb auf diesem einfach sitzen. Nach ein paar Tagen kam das zweite und so fort bis alle, wie es sich gehört, im Nest lagen. Dann erst begann sie zu brüten.

Man könnte meinen, es sei Zufall. Gewiß, es gibt bei Tieren unvermutete und ihrem eigentlichen Wesen

fremde Äußerungen. Dieses hier scheint doch mehr zu sein. Nicht nur die eine Ente verhielt sich so, sondern fast alle, nachdem sie es von ihr gelernt haben mochten. Eine Reihe von Jahren verging, bis sie so weit waren. Darf man von Überlegung sprechen oder von einem sicheren Instinkt?

Wenn es jemandem einfallen würde, im Herbst nach den Waikas zu reisen, so würden sie ihn vielleicht enttäuschen. Die Riffe sind dann kalt und abweisend, kaum ein Vogel läßt sich blicken, höchstens ein paar kleine Möven fliegen umher oder eine jener Großmöven, die nicht fortzogen. Das schwarze Riff Mustpank liegt noch düsterer und dunkler im Meer, als es an sich schon ist, bleigrauer Himmel und schroffe Felsen laden kaum zu längerem Verweilen ein. Matt scheint die Sonne, obgleich sie um die im Westen immer höher aufsteigenden Nebelbänke bemüht ist und sie vertreiben will. Dampf dröhnt und donnert die eingehüllte Brandung bei Karri-rahhu. Nur selten betritt eine Ente oder ein verspäteter Säger das Ufer. Alle zogen davon, die Tauchenten und die Seeschwalben und alle anderen kleinen und großen Vögel, die ihre Brut auf den Riffen bei Filsand aufziehen, sie zogen fort, als der Sturm die ersten gelben Blätter von den Johannisbeerbüschen riß.

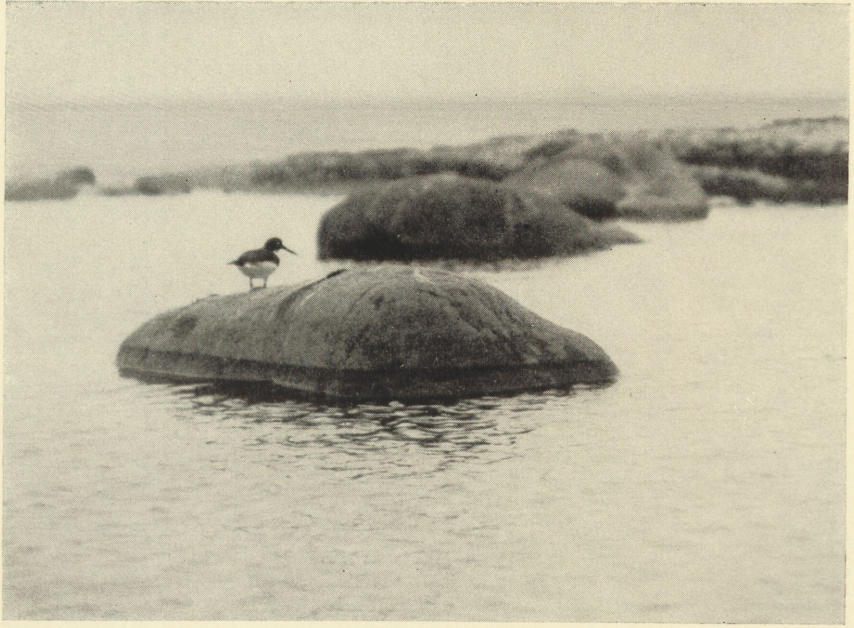
Nach wenigen Monaten scheint die Sonne wieder heller, der Himmel erstrahlt in leuchtendem Blau und die ersten Grasspitzen schieben sich aus den winterlichen Hülsen. Wohl tobt noch das Meer und der Sturm bricht im lichten Kiefernwald dürre Äste aus den knorrigen Bäumen, doch die Macht des nordischen Nebelwinters ist gebrochen. So versammeln sich in den ersten Frühlingstagen alle Vögel. Zu Tausenden liegen bunte Eidermännchen neben ihren schlichten Enten auf dem Wasser. Wir hatten ausgerechnet, etwa sechshundert bis siebenhundert Eidervögel mochten zur Brut schreiten oder wenigstens den Bau ihrer Nester wagen. Dreimal so viel Erpel werben um die Gunst der Weibchen. Leider

ist mir nicht vergönnt gewesen, um diese Zeit, etwa im April, auf den Riffen zu weilen, aber was ich wenige Wochen später noch sah, war so verlockend und eigenartig, daß ein Bericht darüber sich wohl lohnt.

Wie gesagt, kurz vor Filsand stampfte unser Boot in die See hinaus, die Vögel erhoben sich aus dem Wasser und flogen als schwarze Schatten dem noch ungewissen Ziele zu. Ich wußte, dort lagen die kleinen Inseln, denen meine Fahrt galt. Noch nie zuvor hatte ich Eiderenten zu Gesicht bekommen. Wohl kannte ich sie aus Büchern und als tote Bälge aus den Museen, doch was will das schon sagen! Und hier flogen sie in ungezählten Scharen! Es war unfasßbar. Das waren also die Vögel, um deren Nestpolster willen gesündigt und so viel gefrevelt wird, weil ihre Daunen so hoch im Preise stehen. Man erzählte mir, die Nester stünden wirklich überall, zwischen grauem Fels, auf weißen Schotterwällen und im dichten Gras. Da war ich begierig geworden, ein solches Nest zu finden und die großen grünen Eier in meine Hand zu nehmen.

So begann meine Reise ins gelobte Land. Außer den Eiderenten brüten dort mehr denn zwei Dutzend verschiedener Vögel. Jede Art einzeln aufzuführen und zu benennen, wäre unnütz, von ihnen allen wird in diesem Buch und den nächsten, die noch kommen, die Rede sein.

Das erste Nest lag im Schutze eines großen Findlings. Man mußte scharf hinsehen, um die brütende Ente auszumachen, so tief hatte sie sich in die grauen Daunen gedrückt. Sie war nicht besonders scheu und flog auch nicht fort, als ich in ein paar Meter Entfernung mich mit dem Apparat aufbaute. Boote glitten öfters am Ufer vorbei, und sie kannte auch den Laut schurrender Kiele. Dann kamen Menschen, die ihr nichts taten. Darum hob sie kaum den Kopf, als ich näher heranging und die Platten belichtete. Das glänzende schwarze Auge verfolgte jede meiner Bewegun-



Den einsamen Austernfischer kannte ich bereits



Allem Anschein nach geschieht dort etwas Merkwürdiges

gen, sie war aber nicht sonderlich beunruhigt. Erst als ich zu ungestüm wurde und ihr Bild auf der Mattscheibe kaum mehr Platz hatte, wurde es ihr zuviel. Mit einem Satz warf sie sich aus dem Nest, flog taumelnd und strampelnd auf, bekam genügend Luft unter die Flügel und strich dicht über dem Schotter ins flache Wasser. Jetzt hatte ich mein Eidgelege! Fünf große stumpfgrüne und etwas verschmierte Eier lagen über einem Fladen Blasentang im Kranz dichter weißgrauer Daunen. Sie mag tüchtig gerupft haben und ihre Brust wird zu beiden Seiten völlig nackt gewesen sein. Doch hat dieses Rupfen noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Man weiß um Fieberzustände der Vögel während der Brutzeit, und die gesteigerte Körperwärme gelangt auf diese Weise ungeschmälert direkt an die Eier. Von vielen Vögeln ist das bekannt, hier und da ein wenig abgeändert. Die Enten ziehen die Daunen aus und polstern ihre Nester, bei anderen fallen die Federn um diese Zeit von selbst aus den Lagern und sind zu nichts nütze. Bei den Tauchenten könnten sie vom vielen Gründeln naß sein, und das würde den Eiern und dem keimenden Leben in ihnen zum Schaden gereichen.

Meine Ente schwamm munter umher, schöpfte und ließ mit erhobenem Kopf das Wasser in die Kehle rinnen. Vielleicht hatte sie wirklich Durst. Mir schien jedoch sicher zu sein, sie legte der ganzen immerhin etwas peinlichen Störung weiter keinen großen Wert bei. Wovor sollte sie sich auch fürchten! Nach ein paar Minuten stieg sie an Land, hielt Umschau und als untrügliches Zeichen ihrer Unbekümmertheit schnellte sie ihren Bürzel einige Male hin und her. Keine Ente tut das, wenn Gefahr im Verzuge ist. Man kann sich immerhin darüber Gedanken machen: entweder kannte dieser Vogel den Menschen auf den Waikas und wußte aus Erfahrung, ihm würde kein Leid zugefügt. Oder? Es kann sein, er war in völliger Abgeschlossenheit erbrütet worden oder hatte schon selbst dort gebrütet, wohin

niemand gelangen konnte. Denn in ihm weckte ein Mensch durchaus keine Besorgnis oder gar Furcht und er wußte sicherlich nichts von seiner beispiellosen Grausamkeit.

An diesem Nest mein Zelt aufzustellen, hätte keinen Sinn gehabt. Die vielen Vögel hätten sich erst an die Veränderung im Landschaftsbild gewöhnen müssen, war ihnen doch jeder Felsblock und jeder Grashalm vertraut und als harmlos bekannt. Der große „Stein“ könnte lautes Befremden erregen, und kostbare Tage wären ungenützt dahingegangen. Ich kannte den Warnpfiff des Rotschenkels und seiner Frau nur zu gut und wußte, daß sein Tjüit-tjüittjüit-tjüit-tjüit-tjüit weithin auf der Insel zu hören ist. Außerdem war ich auf die anderen Nester neugierig. Etwa sechshundert Enten sollten brüten. Wohl sei manches Nest zerstört, erzählte mir Toom. Aber eine erkleckliche Zahl an Gelegen dürfte dennoch bebrütet sein, dachte ich bei mir. Und sei es auch nur die Hälfte von den sechshundert, so blieben noch genug für die sechs kleinen Inselsplitter von insgesamt vier Hektar. Dazu kamen ein paar Tausend anderer Vögel, die ihre Jungen hier groß zu ziehen gedachten. Die Eiderenten geben den Waikas ein bestimmtes Gepräge, da sie auf diesen Felsbrocken zu Hause sind, wie sonst nirgends auf den Inseln ringsum. Sie hatten ihre Nester überall gebaut. Man fand sie unter den Meerkohlbüschen und auf den Scheiteln im Dickicht der Johannisbeere, andere lagen frei neben einem grauen verwitterten Kalkblock oder irgendwo sonst. Am Ufer und im Wasser ist diese Ente gesellig und gründelt gern in Gemeinschaft mit anderen. Selten jedoch brüten sie nebeneinander. Man braucht nur an die Bleßhühner zu denken, die zu allen Jahreszeiten in riesigen Scharen eng beieinander liegen außer zur Brutzeit. Da werden sie zänkisch und angriffslustig. Es soll keinem Vogel, selbst einem der eigenen Art einfallen, die unsichtbare Grenze eines Brutplatzes zu überschreiten. So war es auch hier bei den zwei dicht beieinander stehenden Nestern. Sie

fühlten sich offensichtlich nicht wohl, diese beiden Enten, aber keine mochte den Platz freiwillig der anderen überlassen. War die eine einmal früher bei ihrem Gelege und wollte sich zum Brüten niedertun, dann kam die andere durch das Gras geschritten, zischte verwundert und tat sich wohl auch nieder. Man merkte den beiden ein gewisses Unbehagen an, es war eben nicht so, wie es eigentlich hätte sein sollen. Nach einiger Zeit rutschte die Ente, die sich verspätet hatte, auf dem Bauche zu ihrem Neste hin und wurde von der Nachbarin wieder mit abweisendem Zischen empfangen. Nach einer halben Ewigkeit mag ihr die Geduld ausgegangen sein. Sie mußte brüten, das stand fest. Und da um sie alles im tiefsten Frieden lag, selbst die mutwilligen Seeschwalben ihre bunten Eier in Ruhe bebrüteten, nahm sie sich ein Herz und plumpste nach einigen Schritten in das graue Daunepolster. Ich konnte mich dem Eindruck nicht verschließen, als ob sie erleichtert aufatmete, und, wie das bei recht scheuen Vögeln manchmal üblich ist, wird sie die ganze Angelegenheit nun lange nicht mehr als so aufregend empfunden haben. Sie konnten sich auch in der nächsten Zeit nicht recht befreunden, die zwei braunen Enten. Nach einigen Tagen war das eine Gelege ausgefressen. Eine unerwartete Störung hatte alle beide davon gejagt, ohne für das Zudecken Zeit zu lassen. Eine Sturmmöve hat das Übrige besorgt. Man geht nicht fehl in der Annahme, die Nachbarin wird bei dem schändlichen Treiben zugegen gewesen sein. Ich habe derartiges an einem der folgenden Tage selbst miterlebt.

Für den Erpel war es in diesem Jahr eigentlich schon zu spät. Man schrieb die ersten Tage des Juni. Normalerweise hat ein Eidererpel um diese Zeit in den flachen Pfützen und im seichten Uferwasser nichts mehr zu suchen. Die Enten saßen seit Wochen über den Eiern. Wenn sie abends und morgens einmal aufs Meer hinausflogen, um zu trinken und sich schnell etwas für ihren Hunger zu suchen, so taten sie es eben aus diesen zwin-

genden Gründen, nicht aber um dem werbenden Gurren eines verliebten Erpels zuzuhören. Dazu hatten sie jetzt keine Zeit. Sie hatten lange gebrütet und ihnen dämmerte ein dunkles Ahnen, daß ihre Kinder nun bald soweit seien. Fester und tiefer denn je duckten sie sich in die Mulden. Sie standen nicht auf, selbst wenn die großen Mantelmöven zornig wurden.

Eines Abends, nachdem wir auf echt Filsander Art mit gesottenen Ostseemaränen, den Sigen und geräucherten Schollen „Krieg“ geführt und sie restlos vertilgt hatten, saß ich mit Toom am Ufer vor dem Leuchtturm. Wir überlegten beide, wie man einen Erpel jetzt noch auf die Platte bekommen könnte. Wir kannten einige davon auf Karri-rahhu, wo sie zu schlafen pflegten. Ob es nun immer dieselben waren, vermochten wir nicht zu entscheiden. Jeden Morgen gegen vier oder fünf Uhr standen sie auf einem der abgelegenen ausgewaschenen Kalkblöcke und strichen beim Nahen des Bootes beizeiten ab. Nachdem ich mein Glück im Anschleichen viele Male versucht hatte, mußte jeder einsehen, daß alle Mühe vergebens war. So ging es also nicht. Es wurde aber immer später im Jahr und allerhöchste Zeit. Darum empfahl ich meine Kamera einem glücklichen Stern, einer willfähigen Eiderente, die zum zweiten Male legen wollte, und einem verliebten Erpel.

In der Nacht vorher hatte mein Zelt im Reich der Mantelmöven gestanden. Mir war vergönnt, das Schlüpfen der Jungen mitzuerleben und die Sorgfalt dieser gewaltigen Räuber um ihre zarten, piepsenden Kinder hatte mich nachdenklich gestimmt. Doch soll heute auch darüber nicht berichtet werden, vor mir liegen viele Bilder von Eiderenten und ihren Erpeln und darum will ich von ihnen erzählen.

Die Mantelmöven führten um die Mittagszeit ihre Jungen ans Meer und lehrten sie das Versteckspiel bei Gefahr. Es wurde allmählich Zeit für mich. Alle vierundsechzig Platten waren belichtet und sollten später



Dicht daneben liegt ein Erpel



Der Erpel folgt seiner Ente



Dann bleibt er stehen und schaut ihr nach

von dem einzigartigen Geschehen Kunde geben. Steif kroch ich auf allen Vieren aus dem Zelt. Die dreihundert Lachmöven erhoben sich als lärmende schneeweiße Wolke über den Kerbel, bekamen genügend steifen Wind unter die Schwingen, stiegen hoch und übertönten mit lautem Geschrei alle anderen Warnrufe. Jetzt hieß es aufpassen. Wenn Eidererpel noch an den Küsten schwammen, so strichen sie in diesem Augenblick ab und mußten gegen den Wind anfliegend über mein Zelt hinwegziehen oder an mir vorbei kommen. Um ganz sicher zu sein, steckte ich den Finger in den Mund, um die Richtung des Windes zu prüfen. Als ich ihn gerade im Munde hatte, erhob sich am rechten Ufer ein gewaltiger Eiderschwarm und mittendrin flogen acht schwarzweiße Erpel. Da stand ich nun mit dem Finger im Munde, sah hinter ihnen her und dachte, daß es gelingen würde. — Sie hatten die unverhoffte Störung sicherlich übel genommen und würden in den nächsten Tagen nicht wiederkehren. Ein Zuzug fremder Erpel war nicht zu erwarten, dazu war es im Jahre zu spät, und deshalb mußte ich ihre Fahrt um jeden Preis herausbekommen. Der Schwarm war weit hinausgeflogen und kehrte nun im Winde mit brausenden und pfeifenden Flügelschlägen zurück. Die Insel mieden sie im weiten Bogen. Niedrig über der Brandung strichen sie der mittleren Waika zu und ließen sich im Lee der Insel nieder. Also dort! Ich sprach ein stilles Gebet zu dem Winde. Wenn er die Richtung geändert hätte, und er tut es am Meere zuweilen sogar mehrmals an einem einzigen Tage, so wäre alles verloren gewesen. Er behielt sie aber während der nächsten vierundzwanzig Stunden.

Meine Apparate und all die vielen Dinge, die man auf einsamen Seefahrten notwendig braucht, waren bald verstaubt. Mit dem flachgehenden Boot gegen den beträchtlichen Seegang anzukommen, war nicht so einfach. Ich konnte jedoch zufrieden sein, denn ein Boot kannten die Seevögel und machten sich, wenn es näher kam, nicht viel daraus. In der Nähe der Inseln gingen die zunächst-

liegenden Enten allmählich hoch. Die Möven warnten mit lautem Hiah und mit klirren Schreien stießen langflügelige Seeschwalben nach mir. Dem ganzen dichten Schwarm wurde es langsam ungemütlich. Sie erhoben sich, ohne Hast stieg eine Kette nach der anderen und flog ein paar hundert Meter weit ins Meer hinein. Sie hatten keine Furcht und sie würden zurückkehren, dessen war ich sicher. —

Ich nehme mir vor, die Nacht auf der Insel im Zelt zu verbringen, um die frühen Morgenstunden und das Erwachen all der vielen Vögel zu erleben. Es reizt mich, mitten unter ihnen zu sein, wenn die weiße nordische Sommernacht der Morgendämmerung weicht, und sie ihr Tagewerk beginnen.

Bitterkalt ist es, als ich die vielen Windungen der Wendeltreppe im Leuchtturm hinaufsteige und mit Toom das Feuer entzünden und nach dem Winde sehen will. Der Wetterhahn steht richtig, aber diese Tageszeit läßt keine Schlüsse für kommende Stunden zu. Die Sonne verschwindet eben am Horizont hinter einer rot umflossenen Wolkenbank. Der Wind ist fast eingeschlafen, aber er lügt, er wird nach einer Stunde wieder da sein, stärker als am Tage, und, wenn die Götter wollen, aus der gleichen Richtung wehen. Dann steige ich hinunter und packe die Apparate zusammen. Mir wird geraten, auf alle Fälle nach bewährtem Muster eine ausgestopfte Ente mitzunehmen, sie kann als Lockvogel gute Dienste tun. Ich nahm sie mit, aber ich brauchte sie nicht, denn in jener Nacht saßen mehr lebendige Eiderenten um mich herum als jemals zuvor oder nachher.

Allmählich sinkt der Abend und es wird dunkel. Dumpf braust das bleifarbene Meer, um Karri-rahhu gischtet und wuchtet weiße Brandung, tiefschwarz erhebt sich sein Umriß gegen den leuchtenden Schaum. Woher die Fahrt des Windes ist, weiß ich nun bereits, er treibt die schwere Dünung gerade auf mich zu. Doch sie folgt ihm nicht schnell genug. So erhebt sie sich unter seinem

zornigen Atem aus den Tälern hoch hinauf und ergießt sich über zerrissenes Gestein gegen senkrechte Wände. Hoch auf fliegen die Wogen und zersprühen im Winde. Es gibt Sturm auf dem Meer. Ich stehe am Ufer bei meinem Boot und fühle die unheimliche Spannung über dem Eiland. Die geschliffenen Prismen auf dem Leuchtturm schleudern das Licht in breiten Garben auf das zerwühlte Meer, denn da draußen liegen ein paar tückische Unterwasserriffe und ihretwegen ist dieser Leuchtturm hier. Er ist weiß und hoch und massig, wie ein Bollwerk gegen drohendes Unheil steht sein breiter Fuß auf dem Fels.

Es wird Zeit. Ich stoße das schwere Boot ins Wasser und schwing mich hinterdrein. Nun liegen die Ruder in den Dollen, man muß heute in die Hände spucken und die Griffe fest umfassen und ich werde alle Kraft hergeben müssen.

Minute um Minute verrinnt. Die Kraft des ganzen Körpers liegt in den flachen Hölzern. Ich komme nur langsam vorwärts, obwohl mein Boot im Schutze der Insel schwimmt. Gleichmäßig schurren die Ruder in den Dollen, hin und wieder knackt das Holz, wenn eine Welle überholt und sie zu tief ins Wasser geraten. Nicht erkennbare schwarze Vögel streichen über mich hin. Woher, wohin ziehen sie? Nach einer halben Stunde bin ich im offenen Wasser zwischen den beiden großen Riffen. Der Sturm peitscht mit ungeschmälerter Wucht die gewaltigen Seen. Jetzt gilt es. —

Schweißgebadet ziehe ich das Boot an Land, grabe den Anker tief in den Schotter und wälze noch einen Stein über ihn. Hoffentlich dreht sich der Wind nicht. Eigentlich müßte das Boot am Anker frei im Meer tanzen können, aber ich will hoffen, daß es nicht in Stücke geschlagen wird.

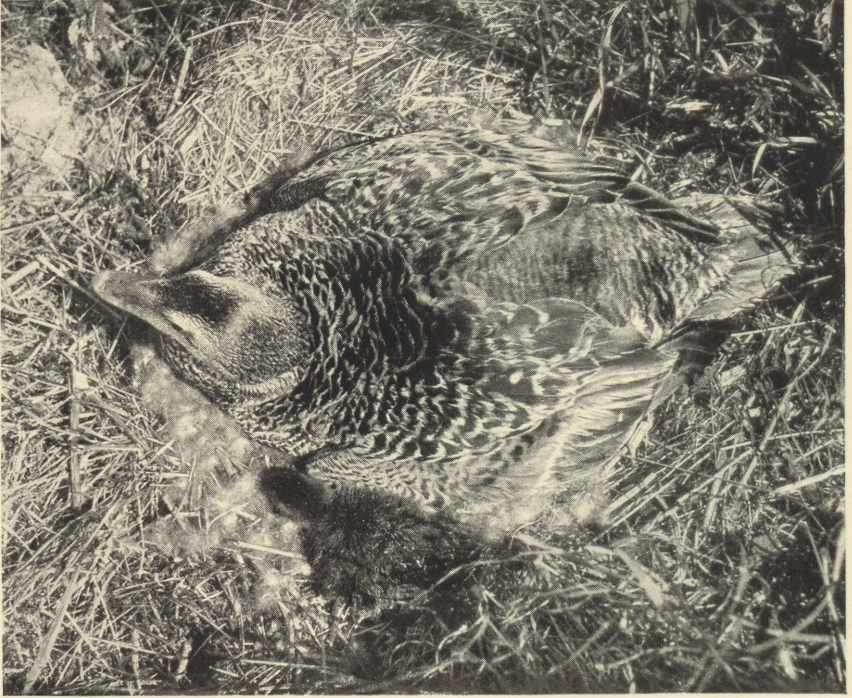
Nachts auf einem Riff mitten im Meer — Sturm über Land und Wasser! Alles um mich ist irgendwie unwirklich. Die vielen Vögel haben mich nicht bemerkt.

Ich gehe am äußersten Saum hart am Wasser zu meinem Zelt, das, versteckt und zwischen Granitblöcken verborgen, diesen Steinen gleicht. Zwei Möven erheben sich, eine Seeschwalbenwolke schwenkt lautlos vorbei. Kein entsetzter Schrei, kein Warnruf ertönt. Leise schleiche ich weiter. Nun muß das Zelt bald erreicht sein. Die letzten fünfzig Meter krieche ich auf allen Vieren. Ohne nach rechts oder links zu schauen, schlüpfte ich durch die Öffnung hinein und dichte den Eingang gegen alles Licht und gegen Durchsicht von außen ab. Jetzt habe ich Zeit, mich umzusehen. Durch die eine Klappe sehe ich den Inselbuckel, wo der Steinwälder seine Brut aufzieht. Es ist nichts zu erkennen. Vor mir geradeaus zackt der Heringsmövenfelsen in den Himmel und links — großer Gott! dort schlafen ja ungezählte schwere Vögel! Es ist der Eiderschwarm! Das Herz schlägt bis in den Hals hinein. Da bin ich also an ihnen vorbei geschlichen und habe sie nicht hochgemacht. Ungläubig starre ich immer wieder durch den schmalen Schlitz, aber sie sind wirklich da und rühren sich nicht.

Als ich meine Pfeife ausmache, ist Mitternacht längst vorüber. Es scheint, als hätte der Sturm etwas nachgelassen, die Luft ist erfüllt von Salzwassergeruch und dem Broden faulenden Tanges. Am Himmel jagen zerschlissene Wolken, und der Morgen wird nicht mehr fern sein. So bringe ich die Apparate in Ordnung, ein Stativfuß steht direkt vor mir, die beiden anderen links und rechts, dazwischen meine Kniee. So ein Zelt ist möglichst klein bemessen. Der Apparat sitzt auf selbstkonstruiertem Kugelgelenk genau in Augenhöhe. Alle Fernlinsen schalte ich vor, denn heute werden große Entfernungen zu überwinden sein. Behutsam hebe ich die Klappe über dem Schlitz, der für das Objektiv bestimmt ist, in der rechten Zeltwand hoch und richte vorsichtig, Millimeter um Millimeter, das große Objektiv auf die ruhige Bucht vor den Eidern. Wahrscheinlich werden sie hier an Land gehen, wenn sie so spät im



Alles Grübeln wäre umsonst gewesen,
wenn nicht das Glück sich zu mir gesellt hätte



Breit lag die Ente über dem Geheimnis an ihrer Brust

Jahre überhaupt noch ihre Enten begleiten. Die Enten betreten nämlich das Ufer nur, wenn sie brüten müssen, die Erpel aber auch während der Brutzeit sehr selten und dann nur für kurze Zeit. Wenn die Mauser einsetzt, meiden sie festen Boden ganz und gar. Daher sind die meisten Erpel abgezogen.

Nun ist es recht hell geworden. Seeschwalben und vereinzelt Möven baden vor dem fremden Stein im flachen Wasser. Ein paar Austernfischer führen ihre Jungen und lehren sie allerlei Genießbares aufzunehmen. Der starke Wind kann nicht bis zu ihnen hin, deswegen haben sie sich hierher geflüchtet. Wenn ich aber hinter mich blicke, dann liegt dort die dunkle, aufgewühlte See, und ich spüre förmlich die brausende Gewalt der schaumköpfigen Brecher. — Immer neue Vögel streichen zum Wasser, um zu gründeln und sich Krebse oder auch zarten Tang zu fischen oder nach ausgeworfenem Roggen zu suchen. Sie geraten in den Eiderschwarm und werden mit tiefem Gackern begrüßt. Sechs Erpel sind unter den annähernd zweihundert Enten. Ich habe sie noch nie so nah vor mir gehabt, nun habe ich also Zeit, diesen merkwürdigen und äußerst scheuen Vogel dem Gedächtnis einzuprägen. Unter den echten Seevögeln ist der Eidererpel ein Unikum. Die Farben seines Gefieders sind in der gehörigen Reihenfolge genau verkehrt. Wenn bei einem Schwimmvogel die untere Seite heller ausgefärbt ist, als Rücken und Vorderbrust, so hat das schon einen ganz bestimmten Sinn. Irgend welche Räuber im Wasser sehen über sich eine bewegte glitzernde Grenze, über die sie nicht hinaus können. Ich denke hier an bemooste Hechte oder an die gewaltigen, vierzig und fünfzig Pfund schweren Lachse, die in der Ostsee schwimmen, und denen jeder Bissen recht ist. Die lichte Unterseite eines schwimmenden Vogels fällt im unruhigen Glanz an der Wassergrenze nicht weiter auf, zumal diese meterlangen Fische in der Tiefe stehen und mit ihren herzlich schlechten Augen kaum ein paar Meter weit etwas richtig erkennen können. Die

Unterseite des Eidermännchens aber ist dunkel, sammetartig schwarz. Man mag den Kopf schütteln und für diese Zeichnung eine Erklärung suchen. —

Viele Enten sind bereits hinausgeschwommen und wiegen sich auf der hereinschlagenden Dünung. Allmählich setzt sich der ganze Schwarm in Bewegung, vornweg die dunklen Weibchen, hinter ihnen die schwarzweißen Erpel. Breit und massig rudern sie davon. Das sollte doch mit dem Teufel zugehen, mit dem Teufel, den Jaak ins Meer trieb und der hier seine hinterhältige Herrschaft geltend machen will, wenn der ganze Segen auf und davon schwimmt! Eben will ich das Objektiv auf sie richten, als zwei Enten sich von den übrigen absondern. Eine Ente und ein Erpel. Sie haben noch nicht gebadet und besorgen es jetzt mit ausdauernder Gründlichkeit. Kopf und Hals tauchen blitzschnell ins Wasser, glitzernde Tropfen laufen über Hals und Rücken. Der bunte Erpel hatte sich bisher noch nicht recht in den Vordergrund geschoben, nun aber reizt ihn seine badende Ente. Er schwimmt auf sie zu, dicht an sie heran, umschwimmt sie ein paar Mal, erhebt sich in voller Größe aus dem Wasser und sinkt wieder zurück. Er will ihr gefallen, im großen und ganzen aber scheint sein Werben keinen Eindruck auf sie zu machen. Die runden Rufe ao — ahou — klingen immer aufgeregter, flach im Wasser liegend braust er unvermutet auf sie zu.

Inzwischen sind alle Enten davongeschwommen oder davongeflogen, ich sehe sie hinter der unteren Waika auf Karri-rahhu einfallen. Und nun streckt meine Ente den Hals vor, die Flügel schlagen auf das Wasser, die Tropfen stieben und sie erhebt sich in die Luft. Er folgt. Um eine brauchbare Aufnahme zu bekommen, ist die Entfernung bis zu ihnen zu groß gewesen. Darum habe ich im Vertrauen auf den glücklichen Stern Filsands mich mit Zuschauen zufrieden geben müssen. Aber jetzt beginne ich doch zu rechnen und zu überlegen, ob es nicht gereicht hätte. Alles Überlegen ist unnütz, es war

eben zu weit. Da sitze ich nun und die ganze Herrlichkeit verschwindet! Eins steht fest: wenn das lang ersehnte Bild vom Erpel heute nicht auf der Mattscheibe erscheint, könnte es höchstens noch von unwahrscheinlichen Zufällen abhängen, wenn ich zu einem Bild komme. Mein Zelt liegt ja im Lee der Insel. Gesetzt den Fall, eine Ente will zum zweiten oder dritten Male legen, dann muß sie zuerst in diese stille Bucht hineinschwimmen und von hier aus sich zum Nest begeben. Aber ich weiß, daß diese Vögel nur ganz selten zu ihren Nestern marschieren, meist kommen sie von weither angefliegen und werfen sich prasselnd zwischen die Büsche und Gräser, besonders wenn die Insel im tiefsten Frieden liegt und kein Warnposten etwas zu melden hat. Den einsamen Austernfischer kenne ich bereits; wird er unruhig und läuft aufgeregt auf dem breiten Ausguck hin und her, dann kommen Menschen in einem Boot; fliegt er mit gellendem Pfiff ab, so legt das Boot in der Nähe an. Die vorzügliche Lage seines Steines läßt ihn zwei Seiten der dreieckigen Insel übersehen, von der dritten Seite ist noch nie eine Gefahr gekommen, denn dort liegt der unwirtliche Ufersaum mit den scharfen zerklüfteten Felsplatten, wo heute die Wellen ihren Willen haben und wo im übrigen scharfäugige Wächter nach dem Rechten sehen. Hin und wieder macht der schwarzweiße und rote Vogel einen kurzen Ausflug, besucht auch seine Artgenossen, die mit ihren Kindern träge und faul auf dem Schotter liegen. Sie kennen seine Sendung und begrüßen den Gast mit ihrem aufmerksamen Knif — Knif. Solange dieser erfahrene Vogel schweigt, ist keine Störung zu befürchten. Darauf kommt es an, daß er schweigt. Alle Schwimmvögel und alle Taucher werden heute das bewegte Wasser meiden und ruhige Buchten dem aufgewühlten Meer vorziehen, wenn sie fischen wollen oder einen beschwerlichen Marsch antreten. Daher muß ich mich in Geduld fassen und darf mit dem schwarzen Auge meiner Kamera keinen Argwohn erregen. Es gibt auch eine Menge zu sehen. Dicht

bei meinem Zelt liegen mehrere künstlich angelegte Bruthöhlen, in denen Gänsesäger wohnen. Um diese frühe Morgenstunde pflegen sie aufs Meer zu fliegen und sind dort wahrscheinlich hinter Tobiasfischen her. Ab und zu rumpelt es in den Zementtonnen, wo sie ihre Eier haben. Aber sie sind gewitzigt genug, ihre schneeweißen oder fahlgelben Gelege vor neugierigen Sturmmöven zu verbergen, denn diese Strolche haben den Sinn der vielen alten Tonnen längst erfaßt. Dort gibt es immer wunderbare Leckerbissen, man braucht nur einige Schritte in das Halbdunkel hinein zu wagen und steht vor überreich gedecktem Tisch. Die Eischale kann den gierigen gelben Schnäbeln nicht widerstehen. Deshalb nehmen sich die Säger vor dem Abfliegen Zeit und überdecken die Eier mit schneeweißem Flaum. Die Sturmmöve, an freie Sicht gewöhnt, schlüpft nur dann in die dunkle und immerhin gefahrvolle Höhle, wenn sie mit schiefgeneigtem Kopf von draußen her das Gelege erspähen kann. Dergleichen Räubereien bekommen ihr recht übel, sollte der Säger just in diesem Augenblick zurückkehren. — Nun fahren diese Sägerweibchen mit vorgestreckter Brust und zurückgelegtem Kopf fast in voller Fluggeschwindigkeit prasselnd und taumelnd aus den Röhren. Kopf und Hals schnellen vor, die lange Spindel fliegt in reißender Fahrt davon, stürzt sich ins Wasser und bleibt eine Minute und auch länger verschwunden. Welchen Fisch sie jagt, kann ich nicht genau erkennen, denn beim Auftauchen schaut höchstens noch ein gegabelter Schwanz aus dem zahnbewehrten braunroten Schnabel. Damit der Bissen besser rutscht, nimmt sie einen Schluck Wasser und spült auch den letzten Rest hinunter. So geht das eine ganze Weile. Über dem Fischen hatte sie alles für ihr Leben sonst Wichtige vergessen. Ihr fällt plötzlich die graue Tonne ein, man kann das ganz deutlich sehen. Dieser Vogel hat nämlich ein Gesicht und dieses Gesicht ist ein wehender Schopf über der Stirn und am Hinterkopf. Sie reißt sich jetzt hoch, peitscht das Wasser mit den Flügeln, die Füße



Er kannte eine Ente, die sich streicheln läßt



Als meine Hand ihren Rücken berührte . . .



Die Sonne hat den schiefergrauen Flaum getrocknet

stoßen nach und dann fällt sie in unmittelbarer Nähe meines Zelttes ein. Man könnte nun meinen, sie würde sich spornstreichs auf den Weg machen und nach den Eiern sehen. Keineswegs, sie läßt sich Zeit, ja noch mehr, über den kurzen Flug scheint sie wiederum alles vergessen zu haben, denn sie geht gemächlich hinter einen Stein, schüttelt das Wasser aus dem Gefieder, putzt sich dann und legt jede einzelne Feder zurecht. Sonderbar, wie schnell bei diesem augenscheinlich gedächtnisschwachen Vogel Besorgnis mit vollkommener Gleichgültigkeit wechselt. Ich lasse ihn nicht aus den Augen, und meine Kamera bekommt zu tun. Als ich mehr Aufnahmen habe, als je verwertet werden können, besche ich mir ihn zum Spaß auf der Mattscheibe. Man nennt ihn Meerrachen, den mit äußerst scharfen Sinnen ausgerüsteten und lebhaften Säger. Wer den sägezahnigen Schnabel einmal in nächster Nähe vor sich hat, der glaubt es auch. Fünfundachtzig Meter weit macht er unter Wasser Jagd auf spannenlange Fische und kann minutenlang untergetaucht bleiben. Seine Kehle ist fast weiß, rotbraun der Schnabel und der Kopf, nur der Scheitel dunkelt und spielt ins Schwarze. Die Halswurzel ist lichtgrau gefärbt, alle Federn liegen wie gekämmt dem Körper an und schimmern fettglänzend. Während ich mich an dem Anblick dieses unberechenbaren und daher etwas hastigen Vogels freue und an den Kanjärv denke, an den Tag, da die Männchen im Prachtkleid leuchteten und sich um den Besitz ihrer Auserwählten zornig stritten, bekommt sein graubraunes Auge einen starren und aufmerksamen Ausdruck. Da muß doch irgend etwas Besonderes links neben dem Zelt sein, sonst würde er sich nicht niedergetan haben, so daß nur der Kopf und der Hals über dem grauen Stein zu sehen sind. Eine Platte ist schnell eingeschoben. Er ist sehr beschäftigt und das Knicken des Verschlusses nimmt er nicht wahr. Behutsam ziehe ich das Objektiv aus dem Schlitz in der Zeltwand und drehe die Kamera in die Richtung, wo allem Anschein nach etwas Merk-

würdiges geschieht. Vorsichtig spähe ich hinaus und glaube meinen Augen nicht zu trauen, denn dort steht eine braune Eiderente auf einem Stein, ordnet ihr Gefieder und dicht daneben liegt im flachen Wasser ein Erpel. Also doch nicht umsonst! Ich habe schon manchen klugen Vogel überlistet, nun gilt es aber besonders achtsam zu sein, denn sicherlich ist dieses meine letzte Aussicht, an den Erpel heran zu kommen. Endlich, mir dünkt es eine Ewigkeit, erscheint er auf der Mattscheibe. Lautlos arbeitet der Verschuß, zudem steht der Wind auf mich zu und zum Glück keifen ein paar Sturm- möven aufeinander ein. So kann er unmöglich etwas hören und gegen Sicht ist mein Zelt vollständig abgeblendet. — Die Ente gleitet ins Wasser und rudert ohne Hast dem Lande zu. Der Erpel folgt. Er besteigt einen schlüpfrigen Stein, findet Halt und mustert zunächst einmal sehr aufmerksam seine Umgebung. Doch die Insel liegt in tiefstem Frieden. Das Sägerweibchen hat sich zu einem anderen ihrer Art gesellt, beide grüßen den bunten Erpel in der ihnen eigenen Weise. Sie heben den Kopf steil empor, die Spitzen der Schnäbel zittern und schnellen wippend auf und ab. Drüben bei den Heringsmöven kommt die Ablösung, auch der Austernfischer stochert unbekümmert nach kleinen Krebsen oder Würmern. Die Ente macht sich allmählich auf den Weg zu ihrem versteckten Nest. Ihm aber scheint die ganze Sache trotz allem nicht recht geheuer. Zuerst begleitet er sie ein paar Schritte, dann bleibt er stehen und schaut ihr nach. Mag ihn der beschwerliche Weg wenig locken oder zieht es ihn trotz aller Liebe und Zuneigung doch ins freie Wasser, wo kein undurchdringliches Gesträuch die Sicht versperrt, kurz, er dreht sich um, blickt aufmerksam zum offenen Meer hin und saust auf schwirrenden Flügeln davon.

Ich hätte ihm und seiner Ente nicht folgen können. Wonach ich getrachtet habe, ist erreicht. Rechts neben mir liegen sechzehn Platten in dunklen Hüllen und sollen später zeigen, wie ein grünwangiger Eidererpel

in Arthur Tooms Vogelfreistatt auf der Platte aussieht. Denn diese Bilder sollen von einem Einblick in das freie Leben scheuer Eidervögel auf nordischen Vogelinseln erzählen. —

Am Nachmittag desselben Tages fuhr ich auf die obere Waika zu den Mantelmöven. Dort kannte ich unter den unerbittlichen Räufern, dem Schrecken aller Eiderkinder und Sägerküken, ein einsames Eidernest. Die Ente hatte es in eine flache Mulde gebaut. Wenn sie sich zum Brüten niederließ oder die Eier wendete, so schauten die großen Möven nach ihr hin und folgten aufmerksam ihrem Tun. Die Eier jedoch ließen sie in Frieden, sie wußten warum. Die Jungen waren reif zum Ausfallen. Die Eidermutter ging den mühsamen und beschwerlichen Weg an den dreißig Möven und ihren Nestern vorbei bis zu den grauen Daunen, die ihr gehörten und wo fünf mehr denn faustgroße Eier lagen. Um diese Zeit, kurz vor dem Schlüpfen der Jungen, ist der Bruttrieb stärker denn je zuvor. Sie kam auf Umwegen heran und ruhte neben dem künstlichen Felsblock aus. Es dauerte recht lange, bis sie sich von der Harmlosigkeit des so unverhofft aufgetauchten Findlings einigermaßen überzeugt fühlte. Nun rutschte sie auf dem Bauche näher heran und blieb wieder liegen. Nicht sonderlich beunruhigt, aber doch vielleicht ein wenig ängstlich. Als sich aber nichts rührte, schob sie, in gleicher Weise auf dem Bauche rutschend, den schweren Körper über den Rand der Nestmulde und fiel förmlich hinein. Es war doch mehr Angst in ihr und dem Stein traute sie nicht so recht, aber der Trieb zum Brüten überwog alle Bedenken, zumal das Leben an ihrer Brust sich zu regen begann. Eben hatte sie sich zurecht gelegt und mit dem klobigen Schnabel alle Daunen in Ordnung gebracht und näher herangezogen, als die Lachmöven in der Nähe der Insel ein Boot erspähten und mit lautem Kreischen alle Vögel von den Nestern jagten. Meine Ente wollte zuerst nicht aufstehen, sie war doch eben erst den sauren Weg über die runden Steine gestolpert

und hatte sich für die letzten Brutstunden so schön zurechtgemacht. Als die Sturmmöven mit grellem Ha-ha-ha über uns hinwegflogen und die Seeschwalben über ihrem Nistplatz mit den Heringsmöven aneinander gerieten und ins Raufen kamen, da kriegte sie es doch mit der Angst zu tun. Sie warf sich mit einem Satz aus dem Nest. Und dann geschah es! Das ruckartige Aufstehen und das schlagartige Anlegen der Beine an den Körper hatte eine Entleerung des Darminhalts zur Folge, der sich über Eier und Daunen ergoß. Höchstgelehrte Leute haben am bekannten grünen Tisch über das Gebaren aller möglichen Tiere des langen und des breiten geredet und rote Köpfe gekriegt. So wurde eines Tages die Frage aufgeworfen, warum die Ente beim Auffliegen vom Nest den Darm entleert. Man war der Meinung: um die glatten Eier unkenntlich zu machen. Andere verkündeten: um etwaige Räuber abzuschrecken. So ging es fort. Zum Schluß einigte man sich in der Auffassung, daß derartig verunreinigte Nester unbedingt verlassen werden. Die Weisheit scheint eitel zu sein, denn meine Enten kamen alle wieder und taten, als sei nichts geschehen.

Die Systematiker streiten über die Zugehörigkeit der Eiderente zu den echten Enten oder zu den Gänsen. Dem Äußeren nach zu urteilen, gehört sie eher zu den Gänsen und daher ist es keineswegs falsch, wenn man Eidergans sagt. Um sie in ihrer zutreffenden und unbedrückten Haltung zu zeigen, sollte die Kamera mir noch einen Wunsch erfüllen. Ich brauchte ein Bild, auf welchem der Gänsecharakter dieses Vogels klar zum Ausdruck kommt. Die vielen Enten am Ufer reizten mich nicht mehr, ich hatte von ihnen ungezählte Bilder bekommen, von denen aber keins so recht geglückt war. Nun kam es darauf an, eine Ente aus nächster Nähe aufzunehmen, jede Feder sollte einzeln zu erkennen sein. Als ich hier saß und das Gelege in zwei Meter Entfernung unbedeckt vor mir lag, da wollte ich sozusagen die dritte Fliege mit erwischen und die Ente, vor dem



Bald waren alle Kinder am Ufer versammelt



Die Mantelmöve hielt Ausschau

Gelege stehend, haarscharf auf die Platte bekommen. Zum Lachen eigentlich, was ich mir da alles ausdachte, und wenn ich in meinem Gedächtnis nachgrabe, dann ist mir so, als hätte ich über mich selbst den Kopf geschüttelt. Jedoch — das Bild ist da. Es ging mir wie manches Mal im Leben: nachdenken und überlegen mußte ich wohl, den scheuen Tieren sollte die Anwesenheit eines Menschen verborgen bleiben. Aber alles Grübeln wäre umsonst gewesen, wenn nicht das Glück sich zu mir gesellt hätte.

Als ich am Abend Toom von meinen Bildern erzählte, stand freudiges Schmunzeln in seinem Gesicht: „Das ist alles noch gar nichts“, meinte er. Nun kann man bei solchen Reden begreiflicherweise neugierig werden. Ich dachte, eigentlich wäre diese Aufnahme schon was wert. Er wußte jedoch von einer Ente auf der unteren Waika zu berichten, an die man frei herangehen kann und die sich streicheln läßt. Einem anderen als meinem Freund Toom hätte ich vielleicht nicht geglaubt; wir waren schließlich nicht in einsamen Steppen, wo die Tiere den Menschen nicht sonderlich fürchten, sondern auf der unteren Waika, wo täglich hundert und mehr Menschen umhergeführt wurden. Sollte das wirklich möglich sein?

Am nächsten Morgen fuhren wir hinüber. Um ein Haar wäre es zu spät gewesen, denn als wir bei dem Nest standen, kroch ein kleines nasses Eiderküken unter dem linken Flügel der Mutter ins Sonnenlicht hinaus. Breit lag die Ente über dem Geheimnis an ihrer Brust. Wir sprachen halblaut miteinander, Toom und ich, und die Eiderente ließ sich nicht stören. Sie schaute nicht einmal auf, als ich mich hinkniete und meine Hand ihren Rücken vorsichtig berührte. „Sie fliegt nicht fort“, sagte Toom, und dann rückte ich meinen Apparat bis auf drei Viertel eines Meters an sie heran und legte die Platte ein. Jetzt erst begriff ich vollends, welch köstliches Erleben auf den Inseln mir beschieden war. Ich hatte die schier unglaubliche Geschichte von einem Vogel gelesen, der

in einer öden Berggegend Lapplands mit drei wandernden Männern gut Freund wurde. Ich kannte jedoch die Geschichte dieser Inseln und wußte um manchen gedankenlosen und grausamen Eierraub. Hier aber brütete mitten im Fels ein Vogel, der alle ihm angetane Unbill vergaß und sich in den Schutz des Menschen begeben hatte. Er kannte ihn ja und wußte, daß er ihm vertrauen konnte. So knieten wir beide vor der Entenmutter und ihrem Kinde, sprachen über sie und mit ihr. Heute weiß ich, dieses gemeinsame Erlebnis hat uns beide, Toom und mich, für alle Ewigkeiten miteinander verbunden. —

Von verlockendem Reiz wäre es gewesen, bei der Geburt gerade dieser Eiderkinder dabei zu sein und ihren kurzen Lebensweg auf dem Riff aufzuzeichnen, bis das Meer sie mit weiten offenen Armen empfangen hätte. Meine Zelte standen jedoch auf anderen Inseln. So schnell es ging, ruderte ich hinüber und holte eins. Ich kam zu spät. Das Eiderküken, welches vor unseren Augen im wärmenden Sonnenschein neben der Mutter gelegen hatte, war das letzte von den vieren. Als dann die Zeit vollendet war, hat die Mutter ihre kleinen durcheinander purzelnden Kinder ans Meer geführt. — Unauslöschlich sind die Augenblicke in meinem Gedächtnis eingegraben, da meine Hand die Körperwärme dieses freien Vogels spüren und ihn behutsam streicheln durfte. Wo er ehemals sein Nest verwarf, wenn ein Mensch nur ein einziges Mal vorbei ging. —

Um die Sonnenwende, als Johannisfeuer flammten und die Mädchen schwermütige Gebete sangen, hatten die meisten Enten ihre Jungen erbrütet. Nur wenig Spätlinge saßen auf einem zweiten Gelege. Eine Lücke mußte noch geschlossen werden, darum widmete ich alle kostbaren Tage den jungen Eiderenten. Meine Zelte standen an verschiedenen Nestern. Die wenigen Stunden, die mir auf den Waikariffen verblieben, mußten voll ausgefüllt sein. So begann mein Tag, wenn die Sonne sich über

Filsands blauen Kiefern erhob. Die Stürme hatten ein Einsehen, keine Wolke verdeckte die Sonne, keine Nebelbank verhüllte ihr Licht. Manches Bild von brütenden Enten bekam ich in jenen Tagen, aber eigentlich ging es mir jetzt nur noch um die Jungen und um ihr kurzes Verweilen auf den Waikas. Viele Enten hatten während der langen Wochen das Auge meiner Apparate zu ergründen versucht. Ich wollte, sie stünden alle als beredte Zeugen hier in diesem Buch. Doch ich will das kurze Dasein ihrer Kinder auf den Riffen schildern. Eines Tages lagen die nassen Jungen im Nest. Diese Mutter mußte böse Erfahrungen gemacht haben, sie flüchtete schon, wenn das Boot noch weit draußen lag. Das laute Kirräh der wachsamem Seeschwalben trieb alle brütenden Vögel von den Nestern. Die alte Ente prasselte schwankenden Fluges davon und warf sich in die aufspritzenden Wellen. — Nach einer knappen Stunde hatte die Sonne den schiefergrauen Flaum aller Jungen getrocknet und sie piepsten sehnsüchtig im Nest. Die Ente stand in der Nähe, hörte das feine Zirpen und rief sie leise, gok — gok — gok. Eins nach dem anderen machte sich auf den Weg, sie fanden alle zur Mutter hin. Da sah ich, wie eine kinderlose Ente, die bisher unruhig umhergeschwommen, sich hinzugesellte und auch die fremden Küken lockte. Die Mutter nahm es ihr keineswegs übel und bald waren alle fünf Kinder am Ufer versammelt. Wo so viele Gefahren lauerten, wo die gierige Mantelmöve mit ehernem Gesicht stand und Ausschau hielt, da war es besser, wenn zwei starke Mütter die Augen offen hielten. Recht oft wird ein Schoof junger Eiderenten von zwei Müttern geführt. — Ich hatte nicht bemerkt, wie die große Möve ihre schwarzen Schwingen ausbreitete und abstrich. Meine Blicke waren gefangen in dem Bild der unbesorgt im seichten Wasser plätschernden Enten, bis plötzlich ein heller Schatten lautlos über ihnen schwebte. Was half es, daß die Alten das Wasser mit ihren Rudern tief aufpflügten und sich ihm entgegen warfen! Die Mantel-

möve schwebte heran, ergriff blitzschnell ein Junges und wollte davon. Da waren die beiden Enten auch schon zur Stelle und ihre wuchtigen Schnabelhiebe zwangen die Möve nieder zu gehen. Das Küken zappelte in ihrem Schnabel, aber sie ließ es nicht los. Gegen die Kraft der gewaltigen Möve konnten selbst die schweren Enten nicht an. Die dunklen Schwingen schafften sich Raum, mit wenigen Schlägen hob sie sich über das Wasser empor und schwebte lautlos davon. Ich konnte sehen, wie sie niederging und das Küken fallen ließ. Es lebte noch und wollte weglaufen, aber mit zwei Schritten hatte sie es eingeholt und der unerbittliche Schnabel schloß sich um den kleinen Leib. Gemächlich schritt sie auf einen zerfressenen Stein zu und schlug das Eiderkind tot. Als kein Leben mehr in dem kleinen Körper war, warf sie ihn wie im Spiel ein paar Mal hin und her, nahm ihn wieder auf und trug ihn irgendwohin. Als ich später bei den Nestern nachsah, lag er dort. — Dieses Schicksal ereilt ungezählte junge Enten und viele junge Taucher, die bei den Riffen gründeln. Kälte, Sturm und Regen vernichten viele Gelege, Sturm-möven zerschlagen zahllose Eier und die Mantelmöven schlucken junge Enten unzerteilt hinunter. Daher kommt es, daß von den sechshundert brütenden Eidern knapp ein Viertel ihre Jungen aufs Meer hinausführen können.

Meine Ente hatte den grausamen Tod ihres Kindes bald vergessen, denn all ihre Sorge galt dem Leben. Breite Felsplatten lockten zum Ausruhen. Die vier Jungen krochen unter die breiten Flügel und an die wärmende Brust der beiden Eidermütter. So verging eine Stunde oder mehr. Dann glitten sie wieder ins Wasser und schwammen dem freien Meere zu, das ihre Heimat ist. Die breiten Rücken der Dünung nahmen sie auf und trugen sie hinaus, dorthin, wo viele Muschelbänke am Boden des Meeres liegen. Hier werden sie groß und stark und lernen das Aufbrechen der blaugelben Herzmuscheln.



Sie schwimmen dem freien Meere zu



Dort draußen werden sie groß und stark

Ich weiß, wenn es wieder Frühling wird, dann kehren sie zurück auf die Waikariffe.

Die letzten Stunden, die mir für Filsand und die Riffe in jenem Jahre blieben, verbrachte ich in meinem Boot und auf der oberen Waika bei den großen Mantelmöven.

Es ist bestimmt kein Abenteuer gewesen, das ich erlebt habe. Nein, es war auch nicht wild, dieses Erleben und — Durchleben. Ich will mit diesem letzten Worte mehr sagen, als der bloße Schall auszudrücken imstande ist. Ich war nicht nur deswegen auf dem Meer und draußen auf den Vogelinseln, um zu photographieren und nachher schöne Bilder zu besitzen.

Hier am Meer ist nur der zu Hause, der hier wurde. Wer keine Verbundenheit mit dem Wasser in sich fühlt, soll es bleiben lassen und nicht versuchen, Geheimnisse zu ergründen, die ihr Antlitz verhüllen. Das Meer ist Heimat oder Feindesland. Wem es Heimat ist, dem offenbaren sich alle Geheimnisse. Hier an der Grenze ewigen Werdens und Seins sollten wir verstummen und nur schauen. Die See zeigt sich uns, wie sie ist. Sie will nicht mehr von uns, als sie selbst geben kann. Aber wer sich versündigt, den erschlägt sie. Für manchen Menschen ist das Gesicht der Wogen in einer Maske verschlossen und starr. Wer aber mit Wind und Welle gut steht, der kann aus vollem Herzen lachen, wenn die Sturmflut ihn zu zerbrechen droht. Denn niemals geschieht ihm ein Leid.

Man muß an den Meeresküsten gezeugt sein und seine Kindheit und Jugend auf dunklen Klippen oder hellen Dünen gelebt haben, man muß selbst ein Stück dieses Landes sein, um zu ermessen, was da an köstlichen Schätzen vor uns liegt. Man muß in das Kommen und Gehen hineingestellt sein und in den tiefsten, geheimsten Tiefen aufgewühlt werden, um mit vollen Pulsen erleben zu können. Ich sage, das kann nicht adressiert werden.

Ich möchte sie fragen, die Fischer aus Friesland und die Halligbauern, warum sie schweigen, wenn andere reden. Sie werden mir keine Antwort geben, denn diese Frage wäre töricht. Wir sind leicht geneigt, einem Schwätzer Gehör zu schenken und mißachten den Schweiger. Verlaßt euch darauf, er wird wissen, warum er schweigt! Die Männer aus dem Norden gehen mit ihren Worten sparsam um. Ich war mit ihnen draußen in Stille und Sturm und habe sie achten und lieben gelernt. Ihre Sinne sind wach, ihre Augen groß und klar. Was sie tun, ist immer ganzes Manneswerk, was sie sich nehmen, ob Stück oder Mensch, das nehmen sie sich mit beiden Händen und geben es nicht wieder her.

Wir sind naturfremd geworden, wir freuen uns über jeden zurecht gestutzten Baum und spazieren auf geputzten Wegen. Wir fürchten uns jedoch abends in einem kleinen Boot auf nachtschwarzem Wasser einsam zu treiben, weil wir an tausend Dinge glauben, die nicht wahr sein können. Und vergessen darüber, was um uns ist. Wir versuchen den ungeheueren Abgrund zu überbrücken, indem wir Tiere ihrer Freiheit berauben und in kleine Käfige stecken und sie dann gegen Geld vorzeigen. Das ist Sakrileg. —

Die Tage auf Filsand und seinen sechs kleinen Riffen bedeuteten ein einziges, wundersames Fordern an bogen-schnige Kraft und eisernen Willen. Ich spüre die Erinnerung lebendig in mir und bin froh, daß sie nicht zum verstaubten Museumsstück wurde. Doch wie könnte das sein, da dort an jenen fernen Küsten meine Heimat liegt, und nur der, dessen Heimaterlebnis auch ihn mit der weiten See und ihren freien Kindern zutiefst verbunden hält, der vermag vielleicht meinen Freund Arthur Toom und sein Lebenswerk zu erkennen.

www.books2ebooks.eu